['laʊtʃrɪft]

LASSEN WIR SO



KOSTENLOS

39

SOMMERSEMESTER 2025

IN DER UNI, S.12

Ein Campus – zwei Generationen

IN DER STADT, S.26

Früher war alles besser, oder?

IN DER WELT, S.55

Wir waren mal die Zukunft



© Konstantin Kloppe

EDITORIAL

Liebe Lesende,

Lassen wir so – Aber was meinen wir eigentlich damit? Unsere Generation muss sich jeden Tag die verschiedensten Fragen stellen, ist Zukunft und Vergangenheit ausgesetzt. Wir sind ständig überfordert: Überfordert mit dem Wunsch nach einer selbstbestimmten Zukunft. Überfordert mit politischen Veränderungen, die uns an Zeiten erinnern, von denen wir dachten, wir hätten sie schon längst hinter uns gelassen.

Neben banalen Alltagsfragen wie »Wann ist mein Haarwaschtag?«, »Was esse ich heute Mittag in der Mensa?« und »Kann ich diese Klausur noch schieben?« stellen sich jetzt auch Fragen zum Erhalt unserer Demokratie. Plötzlich müssen wir Gewohntes hinterfragen: **Was lassen wir so und was wollen wir verändern?**

Unsere Redakteur:innen haben sich dieser Frage angenommen. In ***Wir waren mal die Zukunft*** thematisieren beispielsweise Hannah und Jonas diese Überforderung der GenZ. Charlotte hat in ***Ein Campus – zwei Generationen*** das Studi-Leben von heute mit dem vor dreißig Jahren verglichen. In ***Ausländischer(-er)*** spricht unsere Redakteurin Neda über ihr Leben mit Migrationshintergrund in dieser angespannten Zeit. Celia und Carlotta haben die Bürger:innen auf den Straßen Regensburgs die Frage gestellt: ***Früher war alles besser, oder?*** Inwiefern die Institution der Polizei noch zeitgemäß ist, erforscht Sophie in ***Vertrauen, Zweifel, Reformdruck: Wie unterschiedlich Generationen die Polizei wahrnehmen.*** Unsere Redakteur:innen fassen das Thema auf ganz unterschiedliche Arten auf. Genauso unterschiedlich, wie unser Titel interpretiert werden kann.

Im Testformat haben wir das ultimative Spaßgetränk der GenZ getestet: Auf den Seiten 10-11 findet ihr unsere Bewertung der *Iced-Matcha-Latte* in Regensburg.

In diesem Sinne wünscht euch die Chefinnenredaktion viel Freude bei der Lektüre der Ausgabe 39!

Eure,

Sophia Reicheneder, Lea Amelie Stöbe, Olivia Rabe und Sophia Mayer

INHALT



RUBRIKEN

04 FRESSEERKLÄRUNG
Ein Versuch dem Weltschmerz mit Ironie zu entkommen.

06 IN DIE KUGEL GESCHAUT
Was wäre, wenn es gut wird?

07 SCHWARZ-WEISS-MALEREI
Was denken Studierende über Themen der Ausgabe 39?

08 ASTA: HOPO-GUIDE
Wie funktioniert die Hochschulpolitik an der Uni Regensburg?

09 ASTA: MENTAL HEALTH ANGEBOTE FÜR STUDIERENDE
Zu der Situation der Selbsthilfegruppen.

10 MATCHA-TEST
Die Redaktion hat Matcha-Latte in der Stadt getestet und bewertet.

IN DER UNI

12 EIN CAMPUS, ZWEI GENERATIONEN
Was sich in drei Jahrzehnten am Campus verändert hat.

14 ZWISCHEN LEHRSTUHL UND LEHRMEINUNG
Wie die katholische Kirche bewusst Professuren blockiert.

16 ANGST VOR MORGEN
Wie fühlt die GenZ im Hinblick auf die Zukunft?

18 KUNST UND KI
Zwischen (K)lauerei und (I)nspiration.

20 DIE PH-WENDE BEI DEN WÄNDEN
Lassen wir Kritzeleien an Wänden so?

IN DER STADT

24 BUCHHANDEL
Der Buchhändler Heinrich Altenbuchner im Interview.

26 FRÜHER WAR ALLES BESSER – ODER?
Eine Straßenumfrage.

29 GEMEINSAM STATT EINSAM
Ein Ort für alle Generationen.

30 WAS SOLLEN DIE NACHBARN SAGEN?
Aufwachsen mit den Großeltern.

32 DOUBT EVERYTHING!
Politischer Aktivismus früher und heute – ein Interview.

35 ERINNERUNGSKULTUR IN REGENSBURG
Der Leiter der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg im Gespräch.

37 DAS NS-ERBE IN REGENSBURGS STRASSEN
Straßennamen mit NS-Vergangenheit.

40 STRASSENKAMPF
Die rechte Szene macht sich mit Stickern bemerkbar.

IN DER WELT

42 GEH ARBEITEN
Tradwife oder Karriere-Frau? Was wollen Frauen wirklich?

44 HORMONELL UND ALTERNATIVLOS
Über die Welt der Verhütungsmittel und ihre Fairness

46 TALKIN 'BOUT MY GENERATION
Versteht unsere Generation noch, was Musik bedeutet?

48 IDENTITÄT ZWISCHEN MAUERFALL UND GEGENWART
Was bleibt nach 36 Jahren Wende? Ein Überblick.

50 AUSLÄNDISCH(ER)
Wie sich das Gefühl, fremd zu sein, verändert hat.

52 VERTRAUEN, ZWEIFEL, REFORMDRUCK
Wie unterschiedlich die Generationen die Polizei wahrnehmen.

54 EINE WELT OHNE HANDY
Wie wäre ein Leben ohne Handy? Ein Gedankenexperiment.

55 WIR WAREN MAL DIE ZUKUNFT
Früher verändern wollen, heute bewahren. Unsere Zukunft.

KREATIV

56 ZULASSEN

57 ICH SEHE SIE, UND MICH

58 SCHREIBWERKSTATT: DER LAUF DER ZEIT

59 SCHREIBWERKSTATT: KNOCHENMARK

IMPRESSUM

CHEFINNENREDAKTION
Sophia Mayer
Olivia Rabe
Sophia Reicheneder
Lea Amelie Stöbe

TEXTREDAKTION
Marie Odenthal
Charlotte Meier
Anne Nothtroff
Sara Rosin
Franzi Leibl
Amelie Schmid
Celia Thor
Carlotta Wortmann
Marie Hartmann
Davida Schauer
Milena Brey
Mia Fritzsche
Larissa Hornig
Anna König
Charlotte Schmidt
Rafael Fischer
Amelie Steinwagner
Simon Weich
Pauline Kral
Louis Müller
Neda Bayat
Hannah Hoogerwerf
Jonas Schmidt
Paula Dowrtiel
Ida Müermann
Sophie Stigler
Ronja Schäfer

BILDREDAKTION
Olivia Rabe
Nepomuk Mühlegger
Theresa Lilly
Aaliyah Meier
Hannah Hoogerwerf
Lea Amelie Stöbe

COVER
Olivia Rabe

AUTOR:INNENFOTOS
Olivia Rabe

LAYOUTREDAKTION
Sophia Mayer
Olivia Rabe
Lea Amelie Stöbe
Lisa Kirchhoff
Davida Schauer
Johanna Augustin

HERAUSGEBER
Studentischer Sprecher:innenrat
Universität Regensburg
93040 Regensburg

DRUCK
Schmidl & Rotaplan Druck GmbH
Hofer Straße 1
93057 Regensburg

FRESSEERKLÄRUNG

Von Olivia Rabe

Lassen wir so – Scheinbar eine Floskel, die dennoch ständiger Begleiter unseres Alltags ist. Das nervige Gruppenprojekt, das uns seit Wochen im Nacken sitzt und niemand mehr retten will? Lassen wir so. Die 40 ungelesenen WhatsApp Nachrichten? Lassen wir so. Der ungesunde Pesto Konsum? Lassen wir so.

Sie steckt auch hinter den Wahlergebnissen, die uns sprachlos zurücklassen. Hinter einer Generation, die verzweifelt nach einer Zukunft mit Fortschritt ächzt und trotzdem dauernd zu sehen muss wie vieles wieder rückwärst lauft. Wie vieles einfach so... gelassen wird.

Eine Sache, die die Generation Z wirklich gut kann, ist Dinge ironisch zu kommentieren und hinten anzuschieben, obwohl sie vor Wut auf die Welt eigentlich platzt. Progressiv sein und gleichzeitig Tik Tok Edits über Elon und Trumps failed bromance schneiden? Kein Problem. Auf die teilweise einseitige Berichterstattung der öffentlich-rechtlichen reagieren wir mit: What the hell? What the helly? What the hellyonté? What the helly berry? Denn auf Brainwashing kann man nur mit Brainrot antworten. Anders ist das nicht mehr zu ertragen.

Politische Diskussionen, Panik vor einem möglichen 3. Weltkrieg, eine feministische Literatur nach der anderen. Weltschmerz. Schmerz. (Sch)merz.

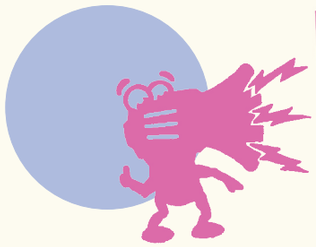
Wir mittendrin. Wir sehen es, wir verstehen es, wir fühlen es, aber unser Nervenkostüm hängt noch auf der Wäscheleine und das Wetter spielt nicht mit, also dauert es wohl noch bis wir wirklich irgendetwas machen können. Eben wie das Gefühl bei einem neuen Softwareupdate, aber es stürzt immer wieder bei 97% ab und irgendwann will man vor lauter Frust die Schranktüre rausreißen. Darauf erstmal ein Achtsamkeit Pinterestboard erstellen und aufzählen, für was man dankbar ist: Ich bin dankbar... Ja für was eigentlich? Zukunft retten wollen, aber kann das doch bitte jemand anderes mal übernehmen?

Uns wurde versprochen, dass alles besser wird, streng dich nur mehr an, gib dir mehr Mühe. Stattdessen sind wir die Generation, die belächelt wird und verweichlicht ist, dabei führen wir ganz andere innere Kämpfe und leisten Überstunden im Aufräumen emotionalen Altlasten anderer. Alles schreit nach Priorität. Dann doch lieber alles prokrastinieren und wieder bei Amazon bestellen, weil das einfach schneller geht. Wir wollen doch nur durchkommen, frei nach dem Motto: #live#laugh#love#klimaretten und im besten Fall dabei nicht untergehen.

Ob wir am Ende alles so lassen oder den Sprung wagen? Vielleicht, vielleicht nicht, vielleicht eine:r mehr als der andere. Doch eins wissen wir, wenigstens lassen wir die Kommentar Sektion nicht unkommentiert. Denn auch wenn wir uns selbst mit diesem ironischen Dauerkommentaren nerven, wenn niemand sonst laut schreit, müssen wenigstens die Memes für sich sprechen.



DU FEHLST NOCH!



kontakt@lautschrift.org

www.lautschrift.org

@lautschrift.ur

Wir suchen Studierende aller Fachrichtungen, die Lust auf journalistisches und kreatives Schreiben, Fotografieren, Zeichnen oder Layouten haben!
Du brauchst dafür noch keine expliziten Vorkenntnisse, solltest aber Interesse an der jeweiligen Arbeit mitbringen.

Wir veröffentlichen immer zum Semesterende eine Ausgabe mit Texten aus dem Semester. Außerdem haben wir eine Website, auf der aktuelle Themenartikel, wöchentliche Kolumnen, Theater- und Filmrezensionen und alles, was uns so interessiert, erscheinen.

Du bist aufgeschlossen und engagiert und möchtest Teil unseres Teams werden?

Schreib uns eine Mail an ***kontakt@lautschrift.org*** oder auf Instagram an ***@lautschrift.ur.***

Was ist, wenn es gut wird?



© Davida Schauer

von **Marie Odenthal**

Ich brauche Hoffnung. Das ist die Hauptererkenntnis aus meinem Prozess des Erwachsenwerdens. Dieser wurde und wird von Ereignissen überschattet, die ungefähr so viel Hoffnung sprießen lassen wie die vertrockneten Samen in den Blumen auf meinem Balkon. Genauso wie ich von einer bunten Blütenpracht auf dem heimischen Balkon träume, würde ich auch gerne in meinen Gedanken und in denen meiner Mitmenschen etwas mehr Hoffnung sprießen sehen. Dann könnten wir nämlich wieder Utopien schreiben und von der Möglichkeit einer wunderbaren Zukunft träumen. Genauer gesagt von einer Zukunft, die, wenn man an sie denkt, keine existenziellen Ängste auslöst.

Angst davor, Sicherheit zu verlieren, Angst davor, nicht in Frieden und Wohlstand leben zu können, Angst vor Weltuntergangsszenarien in den schillerndsten Farben: All das bietet den perfekten Aufhänger für die Unheils – Fantasien, die sich in unseren Köpfen von ganz allein schreiben. Diese sorgenbereitenden Meisterwerke in allen Ehren – aber ich habe genug von ihnen gelesen. Genau deswegen sehne ich mich danach, eine Utopie zu verfassen, die vor pathetischer Hoffnung nur so strotzt.

Hier gibt es kein Ich und Die Anderen mehr, sondern ein Wir. Ein Wir, das Grenzen unwichtig macht und das größer ist als die Angst vor dem Fremden. Ich möchte von einer Zukunft schreiben, in der niemand hungern muss oder vertrieben wird und in der Menschen den Mut haben, für ihre Mitmenschen einzustehen. Eine Vision, in der Solidarität wieder eine Bedeutung hat und in der sich unsere Kinder nicht vorstellen können, was Krieg ist und wozu er gut sein soll. Vor allem soll es in meiner Traumvorstellung natürl… Liebe gehen, um Akzeptanz und gemeins… Menschlichkeit.

Was ist denn, wenn es gut wird? Was ist, wenn es sogar besser wird als erwartet? Dieser optimistische Gedanke mutet beinahe wahnsinnig an, beobachtet man doch den immerwährenden Zerfall von allem, was Hoffnung auf eine positive Zukunft spenden könnte. Der Großteil unserer Generation ist mit einem andauernden Beschuss mit schlechten Neuigkeiten aufgewachsen. Da ist es kein Wunder, dass unsere Hoffnungs – Pflänzchen nicht so recht wachsen wollen und im Schatten der ungewissen Zukunft einzugehen drohen. Utopische Zukunftsfantasien können eine Flucht aus der erdrückenden Realität sein. Naiv oder unbedeutend sind sie deswegen auf keinen Fall. Vielmehr macht sie der Mut aus, den es für Hoffnung braucht.

Wenn niemand an Utopien glaubt, werden sie auch nicht passieren. So einfach ist das. Und genau deswegen möchte ich den kindlichen Glauben daran, dass alles gut wird, bewahren. Auch wenn der vielleicht von ganz weit unten hervorgeholt werden muss – es lohnt sich bestimmt. Solche Hoffnungsergüsse geben uns in hoffnungsarmen Zeiten etwas, woran man sich festhalten kann. Dabei beginnt der Glaube an eine mögliche gute Zukunft oft ganz klein und muss erstmal, so wie meine Blumen, Wurzeln schlagen.

Das Gute ist: Ich glaube fest daran, dass ein grüner Daumen trainiert werden kann. Das gilt in Bezug auf kleine, heranwachsende Hoffnungs – Pflänzchen genauso wie für meine unliebsamen Balkonblumen.

Umfrage

SCHWARZ-WEISS-MALEREI

NEIN — JA

11% Arbeitet deine Mutter? 89%

56% Weißt du, nach wem oder was deine Straße benannt wurde? 44%

25% Hast du das Gefühl, dass die Zukunft mehr Druck als Hoffnung für dich bereithält? 75%

17% Verwendest du künstliche Intelligenz für die Uni? 83%

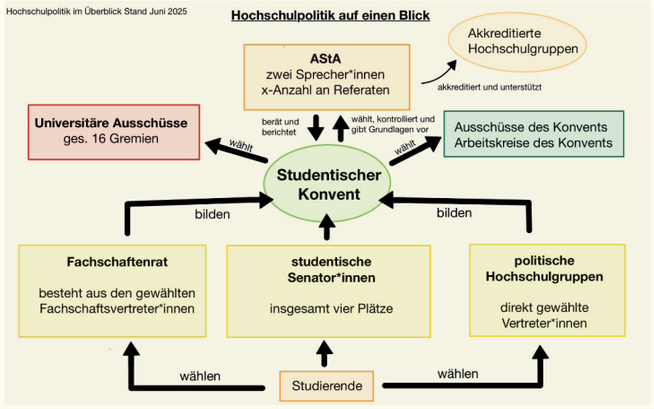
88% Findest du, die Kirche sollte ein Mitspracherecht bei der Besetzung von Theologischen Lehrstühlen ha… 12%

von **Marie Weigl, studentische Sprecherin**

A BEGINNER'S GUIDE TO HoPo AN DER UNI REGENSBURG

Wenn man sich in der Uni gerade so umschaut, fallen einem vielleicht jedes Mal erneut im Juni so manche Plakate auf. Seien das die der politischen Hochschulgruppen, Fachschaften oder des AStAs. Aber was hat es damit eigentlich so genau auf sich?

Die Hochschulwahlen beziehen sich auf den *studentischen Konvent*, welcher aus den gewählten Fachschaftsvertreter*innen, den studentischen Senator*innen und direkt gewählten Vertretern besteht. Der Konvent vertritt und setzt sich für die Interessen der Studierenden ein. Dort werden Studierende in verschiedene Gremien gewählt, um an der Gestaltung des universitären Lebens und wichtiger Entscheidungen mitwirken zu können.



Eines der vom Konvent gewählten Gremien ist der *Allgemeine Studierendenausschuss* oder kurz gesagt AStA. Der AStA, auch studentischer Sprecher*innenrat genannt, kümmert sich um das Durchsetzen von studentischen Anliegen. Auf einer metaphorischen Ebene könnte man das Verhältnis zwischen AStA und Konvent mit der Exekutive und Legislative vergleichen.

Der AStA besteht aus zwei Sprecher*innen und mehreren Referaten. Diese gestalten mit eigenen Projekten das studentische Leben mit. Ein Beispiel für die Amtsperiode 2024/25 wären der »Aktionsmonat gegen Rechtsextremismus« von unserem Referenten für Antidiskriminierung oder die studentischen Selbsthilfegruppen von unserer Referentin für Gesundheit.

Wir beschäftigen uns zudem mit dem Studierendenwerk, also dem BAföG-Amt, der Mensa-Verwaltung und den Wohnheimen. Hier versuchen wir die Anliegen der Studierenden zu vertreten und die bestmögliche Lösung für alle zu finden.

Als AStA unterstützen wir natürlich die von uns akkreditierten Hochschulgruppen, welche auch auf unserer Website aufgelistet sind.

Als Sprecherin setze ich mich für die Interessen der Studierenden ein. Bei dem monatlichen *Jour Fixe* mit unserem Präsidenten sprechen mein Co-Sprecher und ich Dinge an, die an anderen Stellen vielleicht kein Gehör bekommen.

Es ist unglaublich wichtig, dass wir uns als Studierende einbringen und die Möglichkeiten, die wir hier in Bayern haben – auch ohne verfasste Studierendenschaft – wahrnehmen. Wenn ihr ein Anliegen habt, schaut gerne bei uns vorbei und traut euch, selbst in einem Gremium aktiv zu werden und so das Campusleben aktiv mitzugestalten.

von **Lou Siemens, Referentin für Gesundheit**

MENTAL HEALTH ANGEBOTE FÜR STUDIERENDE – MANGELWARE ODER EINFACH SCHLECHT INFORMIERT?

DIE SITUATION AN DER UNIVERSITÄT AUS SICHT DER STUDIERENDENVERTRETUNG

Seit Oktober 2024 setzen wir wir uns für die Etablierung von Selbsthilfegruppen an der Universität ein. Nach intensiver Bewerbung der Einführungsveranstaltung im Oktober folgte der erste Schock: Trotz zahlreicher Plakate und Flyer und Social-Media-Beiträge sind weniger als zehn Personen zur Einführungsveranstaltung gekommen. Die Einführungsveranstaltung der OTH zählte rund dreißig Personen. Warum ist das so?

Der Unterschied liegt in der Erreichbarkeit: Anders als an der Universität, steht der Studierendenvertretung der OTH ein freier Zugang zur Rundmail zur Verfügung. Auch wir sind im ständigen Austausch mit der Universitätsleitung: Sie unterstützt uns und schenkt unseren Anliegen Gehör. Einen dauerhaften Zugang zur Rundmail haben wir jedoch nicht. »Ausnahmsweise« konnte im Januar 2025 eine universitätsweite Rundmail für das Angebot der Selbsthilfegruppen verschickt werden. In den ersten beiden Tagen erhielten wir vierzig bis fünfzig Anfragen – insbesondere zu den Themen Depressionen, Angst und Neurodivergenz (AD(H)S). Das zeigt, wie wichtig eine Rundmail ist, die auch wirklich alle Studierenden erreicht, um auf solche Themen aufmerksam zu machen.

Seit Januar hat sich viel getan: Fünf Studierende veranstalten wöchentlich oder im zwei-Wochen-Rythmus Treffen im Studierendenhaus. Die Themen reichen von Neurodivergenz (AD(H)S, AuAD(H)S), Hochsensibilität/-begabung bis zu Depressionen und Psychosen, Trauer, Diabetes oder Migräne. Dafür gibt es auf der AStA-Homepage einen eigenen Reiter mit den Gruppenbeschreibungen und eine Übersichtstabelle über die Termine.

Wir kämpfen weiterhin um eine erneute Rundmail zu diesen Themen. Allerdings werden wir momentan vertröstet: sie könne erst im Winter versendet werden. Das ist uns aber nicht genug! Das Thema mentale Gesundheit hat noch viel mehr Aufmerksamkeit verdient und das Angebot muss jetzt ausgebaut werden, um nachhaltige Strukturen an der Universität zu ermöglichen. Unterstützt werden wir dabei vom Gesundheitsmanagement UR alive, das 2023 gegründet wurde und verschiedenste Projekte zum Thema Mental Health umsetzt. Genau da setzen wir mit dem Referat Gesundheit an, um den Studierenden zu zeigen: Euer Wohlbefinden und eure Probleme sind uns wichtig!

Man erreicht uns jederzeit per Mail oder im Büro – kein Problem ist zu klein, um gehört zu werden. Uns ist wichtig, dass der Campus ein inklusiver und diskriminierungsfreier Ort ist. Das schließt alle Studierenden mit körperlichen oder mentalen Beschwerden ein. Die Uni ist eben nicht nur ein Ort des Lehrens und Lernens, sondern auch ein Ort der Zusammenkunft und der Solidarität. Und wir kämpfen mit aller Kraft dafür, dass es so bleibt und sich die Situation der Studierenden weiter verbessert. Schau dazu gerne auf unserem Instagram bei **@asta.regensburg** und auf unserer Homepage vorbei.

**Wir für euch –
weil jede Person eine
Stimme verdient hat.**



ICED MATCHA LATTE

GRÜN, KALT, GEHYPED.

Der Iced Matcha Latte ist das Sommergetränk schlechthin. Aber wo schemckt er wirklich gut? Unsere Redaktion hat es ausprobiert: fünf Cafés, fünf Kriterien, fünf klare Urteile.

Titelfoto © Lea Amelie Stöbe **Frisch serviert**

TESTKRITERIEN

Konsistenz	Klumpig, wässrig oder doch eher cremig?
Gras-Faktor	Wie grasig und bitter kann ein Matcha sein?
Geschmack	Gesamturteil im Becher
Farbe & Aussehen	Von fahl bis fotogen
Milchalternativen	Ein Punkt pro Sorte

CAFÉ CENTRO

Konsistenz 

Gras -Faktor 

Farbe 

Geschmack 

herb ● süß

Milchalternativen 

Hafer, Kokos, Laktosefrei, Vollmilch

URBAN COFFEE

Konsistenz 

Gras -Faktor 

Farbe 

Geschmack 

herb ● süß

Milchalternativen 

Hafer, Kokos, Soja, Vollmilch

CAFÉ LILA

Konsistenz 

Gras -Faktor 

Farbe 

Geschmack 

herb ● süß

Milchalternativen 

Hafer, Kokos, Soja, Vollmilch, Mandel

CAFÉ MITANAND

Konsistenz 

Gras -Faktor 

Farbe 

Geschmack 

herb ● süß

Milchalternativen 

Hafer, Kokos, Mandel, Vollmilch

FRIEDL ZWO

Konsistenz 

Gras -Faktor 

Farbe 

Geschmack 

herb ● süß

Milchalternativen 

Hafer, Vollmilch

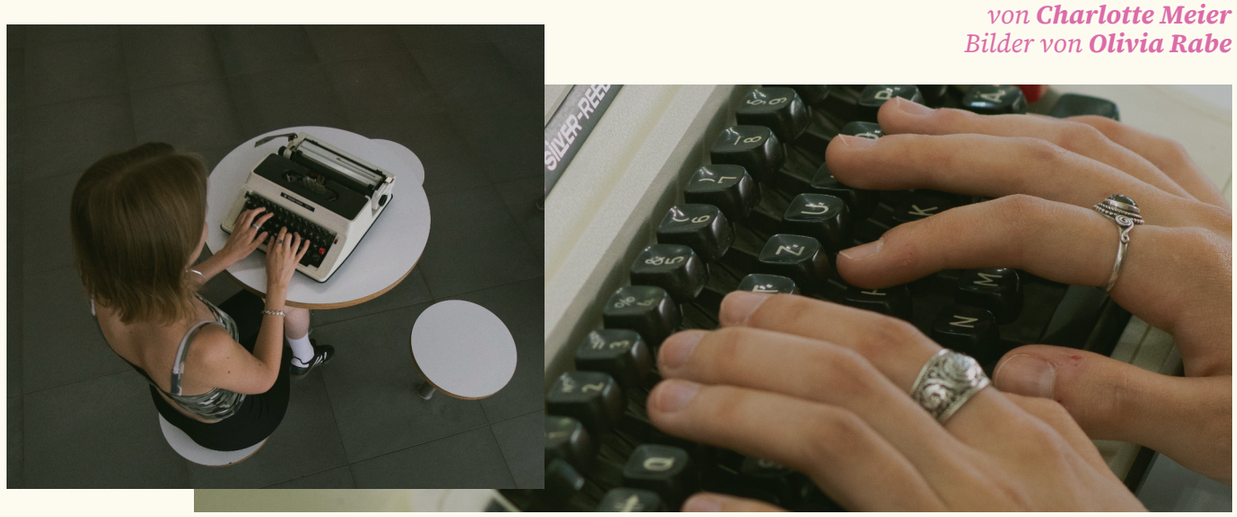
RUN AND GET YOURSELF AN ICED MATCHA LATTE !



EIN CAMPUS, ZWEI GENERATIONEN

Verrauchte Cafeten, Scheine anstatt ECTS und Microfiches – so war das in den 90ern an der Uni Regensburg. Heute dominieren GRIPS und KI. Zwei Generationen berichten vom Studium am Campus – wie sich das Studieren in drei Jahrzehnten verändert hat.

*von **Charlotte Meier***
*Bilder von **Olivia Rabe***



Die Treppenstufen vor der PT-Cafete sind voll. Smartphones in der Hand, Gespräche über Prüfungen, Lernstress und Zukunftsängste. Die Uni lebt, heute wie vor 30 Jahren. Und doch gab es einige Veränderungen.

Ein Blick zurück

Rudolf Neumaier, Germanistik- und Geschichtsstudent der 90er, kommt als Lehrbeauftragter immer wieder an die Uni und kann somit die Entwicklung der Generation beobachten: Damals war alles, wie er selbst sagt, sorgenfreier: »Man ist einfach in die Vorlesungen gegangen, ohne Anmeldung. Listen zum Eintragen für Seminare gab es im Sekretariat. Einen Platz habe ich immer bekommen.« Das Studium war geprägt vom analogen Arbeiten: Seine erste Seminararbeit schrieb Neumaier auf einer Schreibmaschine mit Korrekturband. Literaturrecherche im Regensburger Katalog gab es noch nicht. Stattdessen nutzte er sogenannte Microfiches, Blätter aus Mikrofilm, auf denen fotografierte Dokumente gespeichert und durch ein Lesegerät betrachtet werden konnten. Anstatt ECTS-Punkte sammelte man damals Scheine, die handschriftlich von den Seminarleiter:innen ausgefüllt wurden. Wer ein Referat gehalten hat, musste Folien für den Tageslichtprojektor basteln. »Mit PowerPoint sind die heutigen Studierenden souveräner im Referieren«, stellt er fest.

Die Entscheidung, ob man noch einen Master machen möchte, gab es nicht – das Studium war ein Magister. »Was heute der Bachelor ist, war damals eine Zwischenprüfung. Allerdings hatte man nach dieser Prüfung nichts in der Tasche.«

Vor allem fällt Neumaier auf, dass sie damals unbeschwerter waren und die heutigen Studierenden mit mehr zu kämpfen haben: »Die Weltlage, in der wir uns befinden, ist schwieriger geworden.« Abgesehen davon bezeichnet Neumaier die technische Entwicklung, wie PowerPoint und Recherche mit Google, als ein Geschenk. Aber nicht nur das Lernen hat sich verändert, auch das soziale Leben war anders. Weniger digital. »Die PT-Cafete war unser Treffpunkt, die war immer voll. Es waren immer Leute da, die man kannte und für abends wurde sich dort auch direkt verabredet«, berichtet Neumaier. Besonders spannend: in der Cafete wurde damals noch geraucht. Nicht nur dort: auch während Prüfungen durften Dozierende und Studierende rauchen, erklärt der ehemalige Student Neumaier.

Die Cafete diente aber nicht nur als Treffpunkt, sondern auch als Börse für Wohnungen und Jobs. »Die ganzen Säulen waren mit Zetteln zu tapeziert.« Ein beliebter Treffpunkt bei Neumaier und seinen Kommiliton:innen war die Kino Kneipe, die auch heute noch gerne von Studierenden besucht wird. Im Scala ließ er oft mit Leuten aus der Gastro-Szene seine Abende nach der Arbeit ausklingen.

Apple Pencil statt Kugelschreiber

Im Vergleich zu damals hat sich einiges getan: Arietta Sturzenhecker studiert im vierten Semester an der Uni Regensburg Grundschullehramt. Ihr Alltag ist digital getaktet: SPUR für die Kursanmeldung, GRIPS für Lernmaterial, GoodNotes für Notizen. Aber: Nicht alles ist durch die Technik einfacher geworden. »Ohne Erinnerungs-Mails hätte ich bestimmt schon Abgaben, Termine oder den Semesterbeitrag verpasst. Ich habe aber auch den Eindruck, dass wir durch das Handy mit Instagram und TikTok ganz schön viel Zeit verlieren. Wie oft ich mir schon vorgenommen habe produktiv zu sein, nur um dann eine halbe Ewigkeit am Handy zu scrollen«, berichtet die Studentin.

Auch die Kommunikation hat sich gewandelt. Zwar hängen noch Zettel an schwarzen Brettern und Säulen, aber Wohnungs- und Jobsuche finden größtenteils online statt. Verabredungen in der PT-Cafete werden in der Regel auch über das Handy vereinbart: »Wenn man Freund:innen an der Uni sehen möchte, verabredet man sich meistens vorher aktiv über WhatsApp.

Auch die Weltlage, von der Neumaier berichtet, fällt ihr auf: »Der ständige Zugang zu Nachrichten aus der ganzen Welt ist ganz schön hart. Sobald man Instagram öffnet, wird ein neuer Tagesschau-Post mit Infos zu Krieg, Hunger und Klima angezeigt. Der einfache Zugang zu solchen Informationen ist praktisch, aber auch belastend.«

KI – Segen oder Fluch?

Eine künstliche Intelligenz, die auf Knopfdruck Texte, Ideen oder Zusammenfassungen liefert – praktisch, oder?

Besonders in den letzten zwei Semestern ist KI durch seine erheblichen Fortschritte präsenter geworden. Auch Arietta nutzt sie – findet es aber wichtig, das Ganze kritisch zu hinterfragen: »Ich finde ChatGPT hilfreich, um mir zu bestimmten Themen einen Überblick zu verschaffen und Informationen zu strukturieren. Trotzdem versuche ich, das meiste erstmal selbst zu erarbeiten. Es ist wichtig, dass man die problematischen Aspekte von KI im Hinterkopf behält, bevor man jede Kleinigkeit davon generieren lässt.« Auch Neumaier betont, dass die Versuchung zum Unterschleif mit KI verlockend sei, es sich jedoch immer lohne selbst zu schreiben. Er fügt hinzu: »Man wächst mit seinen Aufgaben.«

Veränderungen

Studieren hat sich verändert – der heutige Alltag an der Uni wird von Technik und Schnelligkeit dominiert. Minütlich reinrauschende Nachrichten trüben die Stimmung. Trotzdem – was früher stundenlanges Blättern in der Bibliothek bedeutete, ist heute in wenigen Klicks verfügbar. Man könnte das Lernen heute als strukturierter, zugänglicher und flexibler bezeichnen. Vielleicht ist das die Stärke der digitalen Entwicklung im Studium.



CHARLOTTE MEIER (21)

studiert Medien- und Vergleichende Kulturwissenschaft. Durch das Interview konnte sie spannende Eindrücke von früher erhalten und beim Schreiben bewusst reflektieren, was sich an der Uni in den letzten Jahrzehnten verändert hat.

Von Anne Nothtroff

Zwischen Lehrstuhl und Lehrmeinung

Was die Universität Regensburg nicht besetzen kann – und warum sich daran etwas ändern müsste

Im Frühjahr 2024 schafft es die Universität Regensburg in die überregionalen Medien – sogar die Süddeutsche Zeitung berichtet. Der Grund: ein Konflikt zwischen wissenschaftlicher Freiheit und kirchlicher Kontrolle. Sechs von vierzehn Professuren an der Katholisch-Theologischen Fakultät sind unbesetzt. Drei davon könnten längst vergeben sein – die Berufungsverfahren sind seitens der Universität abgeschlossen. Doch ein Hindernis bleibt: Der Regensburger Bischof Dr. Rudolf Voderholzer hat den Kandidat:innen bislang nicht das sogenannte *Nihil Obstat* erteilt. Ohne diese kirchliche Zustimmung darf die Universität keine Berufung vollziehen.

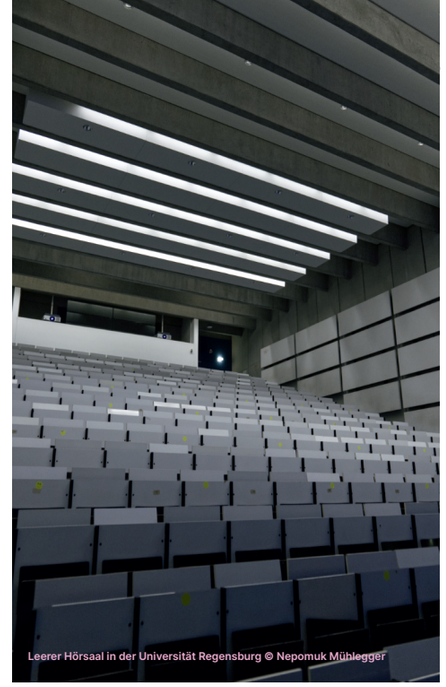
Ein Jahr später recherchiert die Lautschrift zu dem Thema – viel verändert hat sich nicht. Zwei der vakanten Professuren sind mittlerweile besetzt, vier sind noch immer in der Schwebe.

Auch wenn seitens der Universität betont wird, dass Forschung und Lehre durch Vertretungsprofessuren sichergestellt sind, bleibt die Blockade nicht ohne Folgen. Obwohl Lehrveranstaltungen regulär abgehalten werden können, ist es schwer vorstellbar, dass die Forschung dadurch nicht beeinträchtigt wird. Ebenso belastend ist die Situation aber für die betroffenen Bewerber:innen: Berufungsverfahren ziehen sich über Monate, oft Jahre – wenn am Ende dennoch keine Lehrerlaubnis erteilt wird, ist das für viele nicht nur ein beruflicher Rückschlag, sondern auch eine Belastung im privaten Leben. Planbarkeit? Fehlanzeige.

Eine Anfrage der Lautschrift an die Pressestelle der Universität ergab zumindest vorsichtigen Optimismus: Die Universität und das Dekanat zeigen sich zuversichtlich, dass »in absehbarer Zeit« weitere Stellen besetzt werden können. Das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst (StMWK), der Bischof von Regensburg, sowie die Universität Regensburg seien in stetigem Austausch. Ob bis zum Sommer weitere Lehrstuhlbesetzungen möglich sind, hängt maßgeblich davon ab, wie sich das Bistum entscheidet. Beschleunigen kann die Universität das Verfahren nicht. Der Bischof betont, dass es ihm nicht um Einwände gegen einzelne Personen gehe – vielmehr halte er die Zahl geweihter Priester unter den Theologie-Lehrenden an der Universität Regensburg für zu gering. Anstatt über eine Frauenquote zu diskutieren, hängt man im Bistum Regensburg also noch an einer Priesterquote.

Dass das Nihil Obstat kein rein formaler Akt ist, zeigt auch eine Studie des Netzwerks AGENDA – Forum katholischer Theologinnen und des Zentrums für angewandte Pastoralforschung in Bochum. Ihre Untersuchung legt nahe, dass Frauen in dem Verfahren systematisch benachteiligt werden: Sie erhielten häufiger Rückfragen, mussten längere Prüfungen durchlaufen und wurden öfter mit Beanstandungen konfrontiert als ihre männlichen Kollegen.

Nicht nur Gleichstellung, auch Wissenschaftsfreiheit steht zur Debatte. Die Personalpolitik kirchlicher Instanzen wirkt sich spürbar auf die Ausrichtung theologischer Forschung und Lehre an staatlichen Universitäten aus – ein Spannungsfeld, das die Frage stellt: Wie können Kirche und Hochschule überhaupt noch zusammenarbeiten? Lassen wir es also einfach so weiterlaufen? Oder braucht es neue Wege, wie akademische Theologie im 21. Jahrhundert organisiert wird – zwischen wissenschaftlicher Freiheit und kirchlicher Kontrolle? Wie die Situation in Regensburg weitergeht, ist ungewiss. Die Presseanfrage an das Bistum Regensburg bleibt bis zum Redaktionsschluss unbeantwortet.



Leerer Hörsaal in der Universität Regensburg © Nepomuk Mühlegger

Was ist das *Nihil Obstat?*

Die lateinische Formel bedeutet wörtlich »nichts steht im Wege« – gemeint ist eine kirchliche Unbedenklichkeitserklärung. Für katholisch-theologische Professuren an staatlichen Universitäten ist sie Voraussetzung für eine Berufung. Das Bistum prüft, ob die Kandidat:innen die Lehre der Kirche vertreten. Erst wenn das Bistum zustimmt, darf die Universität den Ruf erteilen.



ANNE NOTHROFF (23)

studiert Politikwissenschaft, Medienwissenschaft und ev. Theologie. Sie ist gespannt wann alle katholischen Lehrstühle an der Uni Regensburg besetzt sind.

So läuft ein Berufungsverfahren ab

1. Ein Berufsausschluss wählt Kandidat:innen aus und erstellt eine
2. Der Senat der Universität nimmt Stellung.
3. Der Präsident entscheidet über den Ruf.
4. Das Staatsministerium erfragt beim Ortsbischof das Nihil Obstat (nur bei katholisch-theologischen Professuren.
5. Erst bei kirchlicher Zustimmung darf die Berufung erfolgen.

Ab Schritt 4 liegt die Verantwortung beim Bistum. Die Universität hat keinen weiteren Einfluss auf das Verfahren



Titelbild © Hannah Hoogerwerf **Verschwommene Aussichten**

ANGST VOR MORGEN

von Lea Stöbe

Zukunft – ein riesiges Wort mit unerschöpflicher Bedeutung, gerade für junge Menschen. Zu viele Fragen, zu wenig Antworten. Wie unterschiedlich fühlt unsere Generation in Hinblick auf die Zukunft? Um das herauszufinden, ist die *Lautschrift* mit jungen Menschen auf dem Campus und in Regensburg ins Gespräch gekommen.

Lautschrift: Machst du dir allgemein viele Gedanken über deine Zukunft?

Franka, 24: »Ich mache mir grundsätzlich viele Gedanken, auch über meine Zukunft. Die Lage der Welt ist besorgniserregend, trotzdem versuche ich, optimistisch auf meine persönliche Entwicklung und mein Umfeld zu blicken.«

Alp, 28, geht es ähnlich: »Ich mache mir jeden Tag Gedanken um meine Zukunft.«

Lilli, 20, erzählt widerum: »Ich bin so von meinen alltäglichen Gedanken und Plänen eingenommen, dass wenig Platz für Zukunftsangst bleibt.«

Lotte, 22: »Über das, was in einer Woche oder einem Monat passiert, mache ich mir viele Gedanken. Alles darüber hinaus fühlt sich für mich wenig greifbar an.«

Und auch *Heinrich, 29,* bestätigt: »Ich denke meine Zukunft selten weiter als zwei bis vier Wochen.«

Gibt es einen Moment, in dem du deine Zukunft als besonders bedrohlich oder ungewiss empfunden hast?

Lotte: »Während der Pandemie wusste ich überhaupt nicht, wohin mit mir. Retrospektiv war diese Zeit aber auch super lehrreich, ich lernte, mit der Ungewissheit umzugehen und sie als Chance zu sehen. Heute sehne ich mich manchmal sogar danach.« - sie lächelt.

Heinrich zwinkert nur und antwortet: »Dritt-Versuch in Mathe 3«.

Was macht dir aktuell am meisten Angst, wenn du an die Zukunft denkst?

Lotte: »Die sehr reale Bedrohung Krieg - das macht mir politisch am meisten Angst. Persönlich habe ich am meisten Sorge, dass ich in meinem Job später als Ärztin mehr geben muss, als mir recht ist und als ich eigentlich geben kann.«

Franka: »Am meisten macht mir aktuell der Gedanke Angst, meinen Lebensunterhalt zu finanzieren und potenziell eine Familie zu gründen, während größenwahnsinnige Personen ihre Machtspiele austragen.«

Alp hat am meisten Sorge davor, die Motivation zu verlieren. Er arbeitet als Illustrator und Barista. Auch Heinrich offenbart, die Situation am Arbeitsmarkt, in der Automobilindustrie, mache ihm als gelernten Kfz-Mechatroniker Sorgen.

Was gibt dir Hoffnung, wenn du an das denkst, was vor dir liegt?

Lotte antwortet prompt: »Tolle Menschen!« und *Heinrich* sagt ganz pragmatisch »Irgendwie wird's immer.«

Lilli: »Was ich bisher gelernt habe: Man ist echt immer stärker, als man denkt! Wir können auch große Hürden überwinden.«

Wie gehst du persönlich mit Zukunftsängsten um?

Lotte: »Ich versuche, mir bewusst zu machen, was tatsächlich in meiner Hand liegt und was ich nicht kontrollieren kann. Wenn ich etwas tun kann, gebe ich mein Bestes. Ich bin gerne und aus Überzeugung optimistisch. Manchmal ist die Zuversichtlichkeit wahrscheinlich Fassade, auch um mich selbst vom Guten zu überzeugen.«

Alp: »Ich versuche, die Gegenwart aus einer leicht anderen Perspektive zu sehen oder Zeit in eine für mich wichtige Sache zu investieren.«

Heinrich: »Wahrscheinlich mit Verdrängung. Ich versuche aber wirklich, eher in der Gegenwart zu leben.«

Glaubst du, die jüngere Generation hat heute mehr Grund zur Angst als frühere Generationen?

Heinrich: »Ich denke nicht. Vermutlich sind Ängste in jeder Generation in unterschiedlicher Form und Ausprägung vorhanden.«
Franka überlegt: »Angesichts der Weltlage ist die Angst bei der jüngeren Generation auf jeden Fall berechtigt und wird durch den ständigen Zugriff auf Informationen aus aller Welt und die Panikmache auf Social Media verstärkt. Frühere Generationen hatten vermutlich nicht weniger Angst, aber sie war konkreter auf das eigene Leben begrenzt.«

Sehnst du dich manchmal nach der Vergangenheit?

Heinrich: »Ja, nach der Zeit, als man als Kind unbeschwert in den Tag leben und sich nur Gedanken um das eigene Spielzeug machen musste oder um die Anzahl der Eiskugeln.«

Franka blickt auch sehr positiv auf ihre Kindheit und Schulzeit zurück. »In Nostalgie zu schwelgen ist schön, ich sehne mich danach jedoch nicht.«

Alp's Antwort fällt schlicht aus: »Nein.«

Lotte: »Ich denke auf jeden Fall gerne an die Vergangenheit zurück, vor allem an die besonders schönen Momente, die eine ganz warme Erinnerung hinterlassen. Aber ich glaube auch, dass alles seine Zeit hat. Und manchmal ist es auch besser, die Vergangenheit ruhen zu lassen.«

Zum Ende der Gespräche hin sollten diese jungen Menschen Wörter nennen, die für sie den Begriff *Zukunft* beschreiben.

Friedlich, erfüllend, abenteuerlich, leidenschaftlich, individuell, ungewiss, offen, spontan und herausfordernd waren die Antworten.

Keiner von ihnen verband Zukunft, wie vielleicht vermutet, mit einem düsteren Begriff. Ob diese Zuversicht nun Fassade, Strategie oder doch wahre Überzeugung ist, sei dahingestellt.

Trotz aller Angst und Sorge scheinen die positiven Gefühle über die eigene und gemeinsame Zukunft zumindest bei diesen Fünf zu überwiegen. Wie schön!



LEA AMELIE STÖBE (22)

Studiert Medienwissenschaft und BWL. Sie kommt gerne mit Menschen ins Gespräch und sieht im gegenseitigen Austausch die größte Linderung von Zukunftsangst. Humor darf dabei auch nicht fehlen.

»Künstliche Kunst«: Wenn KI zum Künstler wird

Von **Sara Rosin**

Von der Verwendung von ChatGPT als Lernhilfe bis hin zu Diagnostiken in der Medizin – dass künstliche Intelligenz zu einem immer festeren Bestandteil unserer Gesellschaft wird, ist nicht zu bestreiten. Doch auch im Bereich der bildenden Künste nimmt KI eine immer bedeutendere Rolle ein:
Das Modell Aiva ist in der Lage, Musik zu komponieren, ChatGPT schreibt innerhalb weniger Minuten Gedichte, und DeepArt kreiert Kunstwerke, die kaum von menschlicher Kunst zu unterscheiden sind.
Selbst der Kunstmarkt droht sich zu wandeln. Am 8. November 2024 wurde das erste Gemälde versteigert, das von einem hochentwickelten Roboter mithilfe künstlicher Intelligenz gemalt wurde: für satte 1,2 Millionen Euro!
Diese Entwicklungen sorgen für Diskussion. Die Begeisterung für das Potenzial ist groß, jedoch wird ebenso Kritik laut. Auch die angehenden Künstler:innen an der Universität Regensburg beschäftigt das Thema sehr.

»Für mich ist es eine Beraubung des Menschseins selber«

So äußert Alica Pratsch ihre Meinung dazu. Sie studiert bildende Kunst und Medienwissenschaft im sechsten Semester und arbeitet als freischaffende Künstlerin. KI-Kunst betrachtet sie sehr kritisch. »Die KI spürt nicht den Wind in den Haaren und die Sonne auf der Haut. Sie kann niemals Kunst produzieren auf die Art und Weise, wie ein Mensch es könnte.«
Doch genauso gibt es andere Sichtweisen: »Ich sehe KI-Kunst als interessant und experimentell. Ich bin offen für Neues«, so die Studentin Nadiia Matsko. Sie selbst schreibt ihre Masterarbeit zu dieser Thematik und ist ebenso als Künstlerin tätig.



»Das kann eine Maschine nicht« © Alica Pratsch

Dass KI-Kunst das Leben der (werdenden) Künstler:innen beeinflusst, scheint klar zu sein.
»Als künstliche Intelligenz zum ersten Mal bei uns an der Uni angesprochen wurde, hat man gemerkt, dass ein Beben durchs Institut ging. Und dass ganz viele Leute gesagt haben: ›Oh Gott, jetzt finde ich keinen Job mehr!‹«, erklärt Alica.
Doch die Algorithmen brauchen menschliche Kunst zur Datenverarbeitung, um diese nachahmen zu können. Wem jedoch die dafür verwendete Kunst gehört und wer das Urheberrecht darauf hat, bleibt außen vor. Finanziell kompensiert werden die Künstler:innen nicht, im Normalfall nicht einmal nach ihrer Zustimmung gefragt. So erging es auch Alica. Eine Werbeagentur – ihr damaliger Arbeitgeber – verwendete ihre Kunst ohne ihr Einverständnis als Datenmaterial für die KI. Daraufhin sah sich die Studentin gezwungen zu kündigen. Was ihr passiert ist, passiert nun im großen Stil: Konzerne wie Meta nutzen Kunst ohne Zustimmung der Schaffenden als Datenmaterial. Für Alica ist das »ein Verbrechen am Leben selber«; auch Nadiia stimmt dieser Meinung zu: »Es nimmt den Künstler:innen das Wort«.

(Un)Ersetzbarkeit von menschlicher Kunst

Der Fortschritt, den diese Technik in den letzten Jahren gemacht hat, ist geradezu beängstigend. Viele Künstler:innen befürchten, dass menschengemachte Kunst obsolet wird. »Ich denke, der Arbeitsmarkt von Künstler:innen wird sich durchaus ändern, vor allem was Kommerzielles betrifft«, so Nadiia.
Graphische Elemente von KI erstellen zu lassen erscheint praktisch, billig, schnell – einfach einfacher. Das wirft die Frage auf, ob der Wert der menschlichen Kunst verloren geht.
Als Tätige in der Kunstindustrie bemerkt Alica jedoch etwas Spannendes: Seit dem Aufstieg von KI werden ihre Bilder mehr gekauft als zuvor. »Es wird eine Zeit kommen in der das traditionelle Werk wieder mehr wert ist, und diese Zeit ist jetzt«, so Alicia.
Die Künstlerin sieht die Entwicklung als eine Chance. Dass menschliche Kunst unersetzbar ist, da ist sie sich sicher. »Wenn jemand dein Werk kauft, dann enthält dieses auch ein Stückchen von dir. Das wollen Käufer:innen: Die Persönlichkeit.«
Bei diesem Punkt sind sich Alica und Nadiia einig: Das, was Kunst ausmacht, sind individuelle Erfahrungen und menschliche Emotionen. Etwas, was keine Maschine rekreieren kann.

KI: K(lauerei) und I(nspiration)

Die Meinungen spalten sich in den Details: Laut Nadiia steht nicht immer der/die Urheber:in im Fokus, auch ein generiertes Bild kann eine Person emotional berühren. Besonders für den Schaffensprozess, findet sie, kann KI hilfreich sein. »Inspiration, Ideen-Verfeinerung, Bildbearbeitung – Ich betrachte das als Erweiterung von Möglichkeiten.« Aber die Studentin betont: »KI-Kunst ist etwas Eigenes. Etwas Separates, was auch als solches gekennzeichnet werden muss.«
Alica denkt anders. Für sie hat KI-Kunst keinen eigenen Wert, da diese nur generiert wurde. »Ein Algorithmus wird nie nachvollziehen können, was alles in ein Kunstwerk mit einfließt. Jemand, der auf seinem Arsch sitzt und Prompts eintippt, ist niemals mit einem Künstler, der wochenlang an einem Werk arbeitet, zu vergleichen.«
Das Argument, dass KI Kunst für Menschen zugänglich macht, die nicht zeichnen können, kann sie nicht verstehen. »Ich konnte auch nicht zeichnen. Und ich habe einen Stift in die Hand genommen und es gelernt.«



SARA ROSIN (19)

studiert bildende Kunst, Kunstgeschichte und Germanistik und wurde durch die Recherche darin bestärkt, dass Kunst etwas zutiefst Menschliches

Was sich ändern muss

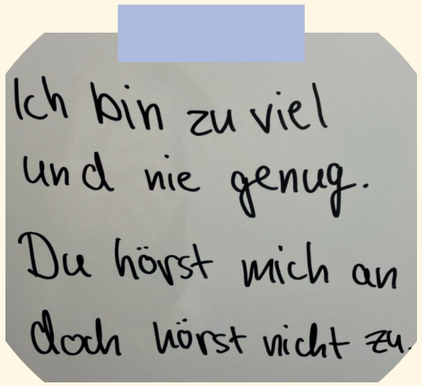
Ob KI-Kunst nun als progressive Erweiterung von künstlerischen Möglichkeiten oder eher als Vergehen angesehen wird, eines wird schnell klar: Es muss sich etwas ändern. »Das geistige Eigentum existierender Künstler:innen muss geschützt werden«, betonen beide Studentinnen. Dass von der KI Kunstwerke als Quellen benutzt werden – ohne Zustimmung der Urheber:innen oder finanzielle Kompensation – ist ethisch nicht vertretbar. KI wird in unserer Gesellschaft weiterhin eine Rolle spielen. Doch genau deshalb: Lassen wir nicht so!

von **Franzi Leibl**

DIE PH-WENDE BEI DEN WÄNDEN?

Für die aktuelle Ausgabe der satirischen Artikelserie der *philosophischen Horizonterweiterungen* (kurz pHs) machte die Chefinnenredaktion für Franzi Leibl keine Ausnahme mehr: Sie solle sich doch bitte einmal dem Heftthema beugen. Ihr Thema lautet dieses Mal also: »Lassen wir Kritzeleien an Wänden so?« – Ein kommentiertes Interview mit Wänden und Türen im Rahmen einer *philosophischen Reflexionsaktion* (pR-Aktion).

PT. Plötzlich sehe ich sie überall: Beschmierte Wände, zerkratzte Tische und beklebte Türen, teils übersät mit unleserlichen Graffiti. Waren sie schon immer hier oder war ich einfach zu sehr geblendet von der Propaganda der pHs? Zugegeben: Selbst als großer Fan der pHs muss ich konstatieren, dass ihre Qualität an unserer Uni in den letzten Semestern deutlich nachgelassen hat. Während beispielsweise in Freiburger Universitätstoiletten solch geistreiche Aphorismen schlummern:



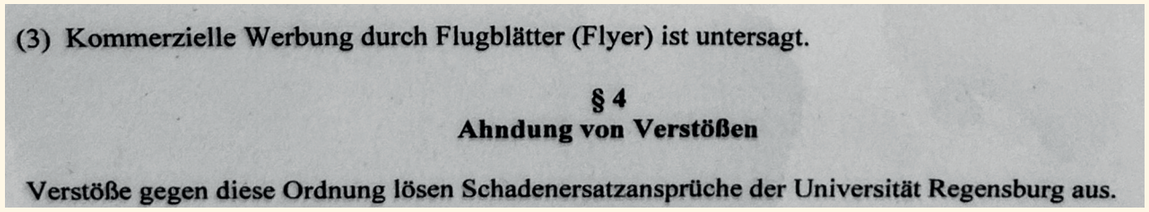
© Lara Ochs

... sind so manche Wände in der PT wiederum in einer bayerisch-dadaistisch anmutenden Midlife-Crisis angelangt:

Wer anderen eine Bratwurst brät, ist ein Bratwurstbratgerät.

Zwischen Universitätswänden munkelt man, dass in obigem Fall noch keine Entfernungsaktion in Auftrag gegeben worden ist, da es aufgrund der PR-Aktion eines fränkischen Fleisch-Influencers schon fast so etwas wie eine inoffizielle bayerische Staatsräson geworden zu sein scheint, Bürger:innen immer und überall mit Fleisch-Sprüchen zu konfrontieren. In anderen Fällen geht unsere Universität zumindest deutlich rigider gegen Kritzeleien vor. Ein Aushang der Uni-Verwaltung bestätigt diese Einschätzung auch offiziell:

Anm. d. Red.: Die Wand möchte der Wahrung ihres (baustatischen) guten Standes wegen anonym bleiben, weshalb ein teils unkenntlich gemachtes Foto von ihr abgedruckt wird: *© Franzi Leibl*



(3) Kommerzielle Werbung durch Flugblätter (Flyer) ist untersagt.

§ 4
Ahndung von Verstößen

Verstöße gegen diese Ordnung lösen Schadenersatzansprüche der Universität Regensburg aus.

Bei allem Verständnis: Warum durften sich dann die berühmten Toilettentüren aus PT nicht frei äußern? (siehe meinen Artikel aus Ausgabe 37) Hatte die Verwaltung etwa Angst, dass die Frauen durch existenzielle Fragen einer Klotür wie »Und Sie, junges Fräulein, wovon träumen Sie?« zu einer weißbärtigen Denkerperson mutieren, welche kurz davor ist, ein *Klommunistisches Manifest* zu verfassen und die stillen Örtchen zur lauten Revolution aufzurufen?

Unverkennbar wird hierbei anhand einer umgedichteten Version des Lieds *Volare* argumentiert, dass das Notieren (Notare) eine ebenso anerkannte menschliche Kulturtechnik wie das Singen (Cantare) werden sollte. Und durchaus gibt es Argumente, die dafür sprechen, dass das Anbringen von Graffiti eine Art Bedürfnis zu sein scheint, welches dem Menschsein eben beiwohnt. Man denke etwa an die Malereien in der Höhle von Lascaux.

p.R. In der Regensburger Innenstadt sieht man das ähnlich: Hier etwa führt eine Wand ein weiteres, durchaus legitimes Argument an:

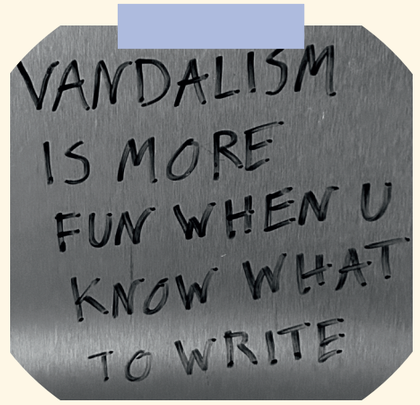
A clean wall Is a sad wall.

Eine andere Wand bemängelt hingegen, dass die akribisch geplante Bauästhetik von Gebäuden sowie die ordnungsverwöhnten Augen der Betrachtenden bei dem Anblick der Kritzeleien litten:

Wie auch immer. Grundsätzlich gilt bei dem Thema Schmierereien: Wo kein:e Kläger:in, da kein Urteil. Für die Kritzler:innen dürfte es keine Konsequenzen für ihre ›Sachbeschädigung‹ gegeben haben; außer für Graffiti-Künstler:in Unbekannt, die/der bisher am meisten Anzeigen erhalten hat und erstaunlicherweise trotzdem noch auf freien Fuß zu sein scheint. Sie/er muss sich rechtlichen Beistand in einer Großkanzlei wie dieser hier gesucht haben: Einer Rechtsanwaltskanzlei für pH-Recht:



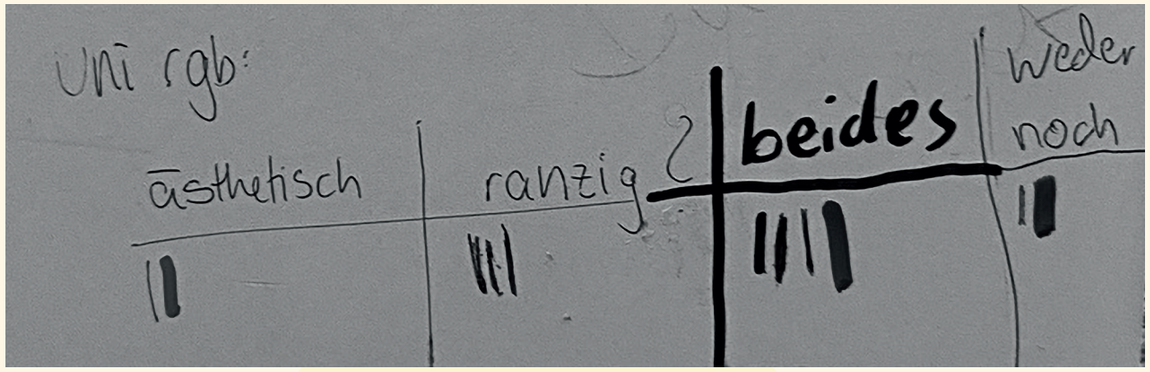
© Laura Venzl



© Franzi Leibl

Wenn also schon Kritzeleien, dann doch bitte qualitätsvoll. Doch wo zieht man hierbei die Grenze? Sind unterhaltsame Kommentare und skizzenhafte Motive mehr wert als bloße Graffiti-Tags? Einfach nur, weil sie ›schöner‹ sind? Oder vielleicht nicht doch eher, weil sie uns nicht ratlos zurücklassen oder verärgern?

Vermutlich ist diese Art des Hinterfragens der falsche Ansatz. Ein Damenklo ist hierbei schlauer:



© Franzi Leibl

Manche Dinge – und auch uns selbst! – sollten wir wohl nicht zu ernst nehmen. Auch sollten wir uns (und unseren Geschmack) nicht als das Maß aller Dinge erachten. Was wir stattdessen brauchen, ist Raum für Gespräche, ausgetragene Meinungsverschiedenheiten, aber auch Kompromissbereitschaft und Grauzonen (die auch gern bunt sein dürfen). Vorausgesetzt, es handelt sich dabei nicht um diskriminierende Inhalte oder vom Gesetzgeber verbotene Symbole. Unsere Uni ist daher der Ansicht: Stoisch-schweigende, graue Wände sorgen nach außen hin für Neutralität und für eine Atmosphäre, in der sich hoffentlich alle wohlfühlen.

Sollten nicht zumindest im Gebäudeinneren Wände eine respektvolle, aber freie Diskussion führen können? Sonst schlafen sie noch ein und fallen in sich zusammen! Außerdem: Wer auf eine kahle Wand starrt, erstarrt; besonders die tippende Hand einer gewissen Lautschrift-Redakteurin. Und das wäre doch ein Jammer, nicht?

p.S. Ich habe lediglich pRs von Wänden zitiert und mich daher auch nicht wegen einer einseitigen, sondern allenfalls einer zweiseitigen Berichterstattung schuldig gemacht. Es ist keine PR-Aktion für Vandalismus jeglicher Art, sondern: eine pR-Aktion.

So schön, so gut: Nur ein bloßes ›Unter den Tisch kehren‹, um nach einer Sprayaktion keine weitere negative öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, wirkt für einen Ort, an dem kritisches Denken gelehrt werden soll, bauchgefühlsmäßig falsch. Das stille Beseitigen mag zwar Teil einer PR-Strategie sein; nur ist sie eben weniger im Sinne der pR.



FRANZI LEIBL (22)

studiert Französisch, Geschichte und Philosophie/Ethik. Ihre Recherche hatte dieses Mal Nervenkitzel-Charakter: Während einer Wand-Studie wurde sie kurzzeitig für eine Sprayerin gehalten, da ihre leere Limodose mit einer Spraydose verwechselt worden war.



Zwischen Omaverkleidung und Punkattitüde - was wir waren, was wir sein wollen. Illustrationen der Redaktion zum Heftthema »Lassen wir so?

BÜCHER VERBINDEN

UND DAS SCHON IMMER

In der Altstadt von Regensburg, direkt am Kohlenmarkt, befindet sich eine Buchhandlung, die der Besitzer Heinrich Altenbuchner seit fast 40 Jahren führt. Über der Eingangstür steht auf Latein »hic tempus non fugit« – »die Zeit läuft hier nicht davon« . Ein passendes Zitat für einen Ort, an dem die Menschen innehalten, stöbern und in fiktive Geschichten eintauchen können. Im Interview spricht Altenbuchner über seinen Weg zum Buchhändler, die Herausforderungen und die Zukunft des unabhängigen Buchhandels.

von Amelie Schmid

Lautschrift: Wie lange führen Sie die Buchhandlung schon und was hat Sie damals dazu bewegt, ein eigenes Geschäft zu eröffnen?

Altenbuchner: Die Buchhandlung am Kohlmarkt habe ich Anfang 1987 eröffnet – und der Weg dorthin war alles andere als geplant.

Zuvor hatte ich Latein und Theologie studiert, doch ich merkte schnell: Das macht mir kein Spaß. Eines Tages spazierte ich mit einem Freund durch die Stadt. Ich erzählte ihm von meinem Leid und wie unzufrieden ich mit meinem Studium war, bis wir an einer kleinen Buchhandlung vorbeikamen. Er blieb stehen, zeigte auf das Geschäft und sagte: »So ein Laden wäre doch was für dich!«

»So ein Laden wäre doch was für dich!«

Das ist mir nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Keine drei Wochen später begann ich meine Ausbildung zum Buchhändler. Und nach meiner Ausbildung wagte ich den Schritt: ich eröffnete meine eigene Buchhandlung hier am Kohlmarkt. Vorher war hier ein Schuhladen, der hat dann zufällig geschlossen – die Gelegenheit habe ich ergriffen. Und seitdem bin ich hier.

Mit welchen Herausforderungen haben unabhängige Buchläden heute zu kämpfen - etwa durch den Onlinehandel oder den großen Ketten?

Pustet gab es damals in den 1980er Jahren auch schon. Und trotzdem habe ich schon während meiner Ausbildung gemerkt: auch kleinere, unabhängige Buchläden, können neben großen Ketten existieren. Jede Buchhandlung hat ihren eigenen Charakter, ein individuelles Sortiment und eine besondere Atmosphäre.

Ein entscheidender Schutz für kleine Buchhandlungen, ist die Buchpreisbindung. Sie sorgt dafür, dass die Bücher überall in Deutschland den gleichen Preis haben müssen. Auch Konzerne wie Amazon können da nicht untergehen. In den 1990er Jahren stand die Preisbindung sogar einmal zur Debatte. Damals habe ich gesagt: »Wenn diese Buchpreisbindung fehlt, dann gebe ich den Schlüssel ab, dann habe ich keine Chance mehr.«

Zum Glück ist es nicht so weit gekommen – und mittlerweile ist die Buchpreisbindung gesetzlich verankert und ich hoffe sehr, dass es auch so bleibt.

Was den Onlinehandel betrifft: Anfangs hat Amazon nur mit Büchern gehandelt, was sicher einige Buchhandlungen getroffen hat. Aber eher die größeren. Die kleineren, wie meine, hatten und haben aber oft eine treue Stammkundschaft. Viele Menschen kommen heutzutage bewusst in ihre Lieblingsbuchhandlung, um dort ihre Bücher persönlich zu kaufen.

Nun ein kleiner Blick in die Zukunft: Glauben Sie, dass der lokale Buchhandel weiterhin Bestand haben wird?

Die Zukunft des unabhängigen Buchhandels sehe ich sehr positiv. Auch im Hinblick auf die Preisbindung natürlich.



Titelfoto © Aaliyah Meier **Heinrich Altenbuchner vor seiner Buchhandlung**

Wie würden sie Ihre Kundschaft beschreiben?

In den letzten Jahren habe ich etwas Schönes wahrgenommen: Immer mehr junge Leute zwischen 18 und 30 finden den Weg in meine Buchhandlung. Das freut mich besonders. Natürlich habe ich auch meine Stammkundschaft, die seit 38 Jahren bei mir Bücher kaufen.

Was lesen die jungen Menschen? Beobachten Sie bestimmte Trends bei der jüngeren Generation?

Darüber habe ich mich gestern erst mit einer Kollegin unterhalten: Es wird wieder vermehrt Dostojewski gekauft. Das freut mich. Vielleicht kommen aber auch nur die jungen Menschen zu mir, die sich für Klassiker begeistern. Bücher aus dem Bereich New Adult oder Romance habe ich zum Beispiel nicht im Sortiment – nicht, weil ich etwas dagegen hätte, sondern schlichtweg aus Platzgründen. Mein Laden ist klein und ich muss deswegen Prioritäten und meinen persönlichen Schwerpunkt setzen.

Wie wählen Sie aus, welche Bücher im Schaufenster landen?

Im Schaufenster stehen besondere Bücher, wie zum Beispiel schöne illustrierte Bände und natürlich Neuerscheinungen von bekannten Autor:innen. Die Bücher werden auch tatsächlich öfters gekauft. Es soll eine Mischung sein, die den Inhalt des Ladens widerspiegelt.

Was bedeutet das Lesen für Sie persönlich? Welche Rolle spielen Bücher Ihrer Meinung nach für unsere Gesellschaft?

Ich habe immer schon gern gelesen. In der Pubertät habe ich das Lesen ein bisschen aus den Augen verloren, aber zum Glück wieder zurückgefunden. Seitdem ist es ein fester Bestandteil meines Lebens. Ich lese gerne für mich selbst. Es hilft mir, neue Perspektiven einzunehmen. Über literarische Figuren kann ich mich in andere Lebensrealitäten hineinversetzen. Lesen fördert unsere Empathie gegenüber anderen Menschen und unsere Fähigkeit sich in aktuelle und komplexe Themen hineinzudenken.

Buchhändler bin ich geworden, um die Begeisterung fürs Lesen weiterzugeben. Weil ich Menschen Bücher empfehlen möchte. Lesen ist nicht nur eine persönliche Erfahrung – es er-

AMELIE SCHMID (20)



Studiert Kunstgeschichte und Medienwissenschaft. Amelie liest selber unglaublich gern und kauft ihre Bücher am liebsten in der Buchhandlung am Kohlmarkt. Sie wollte wissen, wie es hinter den Kulissen des Ladens aussieht.

FRÜHER WAR ALLES BESSER – ODER?

Was war früher besser und was ist heute vielleicht gar nicht so schlecht? Unsere Redakteurinnen haben sich in der Regensburger Innenstadt umgehört und mit Passant:innen über Erinnerung, Veränderung und Alltagsgefühle gesprochen.

von ***Carlotta Wortmann*** und ***Celia Thor***
Bilder von ***Lea Amelie Stöbe***



Was war früher besser?

Vater: »Als ich jung war, gab es weniger Probleme: keinen Krieg in Europa, keinen Trump, keinen Rechtsruck. Heutzutage springt man nur noch von einem Problem zum nächsten.«
Mutter: »Früher hatte ich gefühlt mehr Zeit. Heute fühlt sich alles gehetzter und stressiger an.«

Was ist heute besser?

Vater: »Aber heute kann ich mir dafür mehr leisten.« (lacht)
Mutter: »Mein Leben ist jetzt erfüllter, weil ich ein Kind habe.«



Was war früher besser?

»Früher war das Leben weniger reglementiert: Kinder konnten noch Zigaretten holen gehen und Jugendliche ohne Ausweis in die Disco. Es gab weniger Gesetze, weniger Kontrolle – und niemand hat sich über Lärm beschwert, nicht mal über schnarchende Nachbarn. Die Leute waren entspannter, heute schaut jeder nur noch auf sich.«

Was ist heute besser?

»Kinderbetreuung während dem Studium ist heute viel besser. Wenn man damals Kinder hatte, musste man entweder ein Urlaubssemester nehmen oder durchziehen – Unterstützung gab's keine. Das ist jetzt anders.«



Was war früher besser?

»Früher war es besser, dass man ohne Handy mehr im Moment leben konnte. Es gab keine ständige Ablenkung, kein Dauerpiepen und keine ständige Erreichbarkeit.«

Was ist heute besser?

»Heute ist vieles besser, weil wir offener über Themen wie mentale Gesundheit, Vielfalt, Nachhaltigkeit und Sexualität sprechen können. Dadurch entstehen mehr Freiräume zur Selbstentfaltung, zum Hinterfragen traditioneller Rollenbilder und zur Anerkennung vielfältiger Perspektiven.«



Was war früher besser?

»Früher war besser, dass ich keine Sorgen hatte und mich um nichts kümmern musste.«

Was ist heute besser?

»Heute ist besser, dass ich selbstständig bin und eigenverantwortliche Entscheidungen treffen kann.«



Was war früher besser?

»Die direkte Kommunikation war früher besser – man hat sich einfach besucht, ohne anzurufen, und wirklich miteinander gesprochen.«

Was ist heute besser?

»Heute ist Kommunikation durch Medien einfacher, aber auch oberflächlicher geworden. Es ist viel schöner von Angesicht zu Angesicht zusammenzukommen.«



Was war früher besser?

»Früher war das *Bürgerfest* in Regensburg wirklich ein Fest der Bürger:innen für die Bürger:innen. Seit vielen Jahren ist das nur noch Kommerz. Das macht mich bei jedem Bürgerfest traurig.«

Was ist heute besser?

»Nichts.«



Was war früher besser?
»Früher gab es viel mehr kleine, inhabergeführte Geschäfte – nicht nur diese ganzen Mode- und Schuhketten.«

Was ist heute besser?
»Heute wird mehr auf die Umwelt geachtet. Früher lagen in der Innenstadt oft wilde Müllecken rum, das ist jetzt besser geworden.«



Was war früher besser?
»Die Zeiten ohne Handy waren entspannter. Heutzutage hat man immer das Ding dabei, man ist ja fast schon süchtig.«

Was ist heute besser?
»Das Handy hat auch gewisse Vorteile, man kann es zwischenmenschlich nutzen und leichter kommunizieren. Da muss ich nicht immer anrufen, ist jemand nicht daheim dann schreibe ich halt.«



Was war früher besser?
»Vielleicht war früher alles ein bisschen ruhiger. Ein bisschen langsamer.«

Was ist heute besser?
»Heute ist vieles einfacher als früher. Warm duschen oder Essen finden. Es gibt Sachen, die es früher nicht gab.«





CELIA THOR (22) & CARLOTTA WORTMANN (20)

studieren Politikwissenschaft und haben sich in der Altstadt getraut, fremde Menschen anzusprechen. Manche sind wortlos weiter gegangen, andere sind kurz stehen geblieben – und haben ihre Gedanken geteilt.

WENN GENERATIONEN AUFEINANDER TREFFEN

Ein Interview mit dem Mehrgenerationenhaus Regensburg und ein persönlicher Erfahrungsbericht, wie es ist, wenn Generationen ihre Freizeit miteinander verbringen und ihren Wohnraum teilen. Wenn Jung und Alt sich begegnen, kristallisieren sich viele Unterschiede heraus. Doch unsere Autorinnen haben gemerkt, dass es mehr Gemeinsamkeiten gibt, als man vielleicht denkt. Die Texte zeigen diese auf und was Karaoke und die Band »Die Ärzte« damit zu tun haben.



Café Klara, der ›Offene Treff‹ des Mehrgenerationenhaus Regensburg. ©Theresa Lilly

Gemeinsam statt einsam: Treffpunkt der Generationen

von **Marie Hartmann**

Im Mehrgenerationenhaus Regensburg wird Gemeinschaft nicht nur gedacht – sie wird gelebt. Zwischen Kuchen und Karaoke, zeigt sich, dass das Miteinander verschiedener Generationen möglich ist.

Im Café *Klara*, das zum Mehrgenerationenhaus Regensburg gehört, kommen Jung und Alt unter einem Dach zusammen. Zwischen Kinderlachen und dem Surren eines Rollators, schafft das Mehrgenerationenhaus einen Ort für Begegnungen. Das Haus ist Teil eines bundesweiten Förderprogramms, dem inzwischen über 500 Häuser angehören. »Viele denken, hier leben mehrere Generationen zusammen – aber bei uns wohnt niemand«, erklärt Melissa Voet, die Leiterin des Hauses. Das Haus, in der Ostengasse Regensburg, schafft durch das Café *Klara*, einen niederschwelligen Einstiegs- und Begegnungsort für Personen jeder Generation. Aber auch drumherum ist viel geboten, denn neben Angeboten für die einzelnen Altersklassen gibt es auch Kurse, die gezielte Begegnungen zwischen den verschiedenen Generationen schaffen und fördern. »Der Wunsch nach Gemeinschaft vereint alle Besucher:innen des Hauses«, so die Leiterin.

Die Zielgruppen könnten kaum unterschiedlicher sein: Neben jungen Familien mit kleinen Kindern finden ältere Menschen im Ruhestand hier ihren Platz. »Nur das Dazwischen fehlt leider oft«, findet Melissa Voet. »Jugendliche oder Berufstätige kommen seltener – vielleicht, weil ›Mehrgenerationenhaus‹ nicht gerade cool klingt.« Trotzdem, wer einmal den Weg in das Haus findet, kommt oft wieder. Dass sich hier alle willkommen fühlen, ist Teil des Konzepts. »Wir haben keine spezielle Zielgruppe«, sagt Melissa Voet. »Wir sind für alle da. Es geht nicht um Einzelfallhilfe, sondern darum, die Gemeinschaft zu stärken.«



Melissa Voet, Leiterin des Hauses. © Marie Hartmann

Hier funktioniere das »Generationen-zusammen-bringen« sehr gut, erklärt die Leiterin. Wer nicht so gerne singt, kann bei der Kreativwerkstatt mitmachen.

Hier basteln neben Kindern auch Rentner:innen. »Es ist schön zu sehen, wie Menschen durch ein gemeinsames Hobby zusammenfinden – egal in welchem Alter«, bewundert Voet.

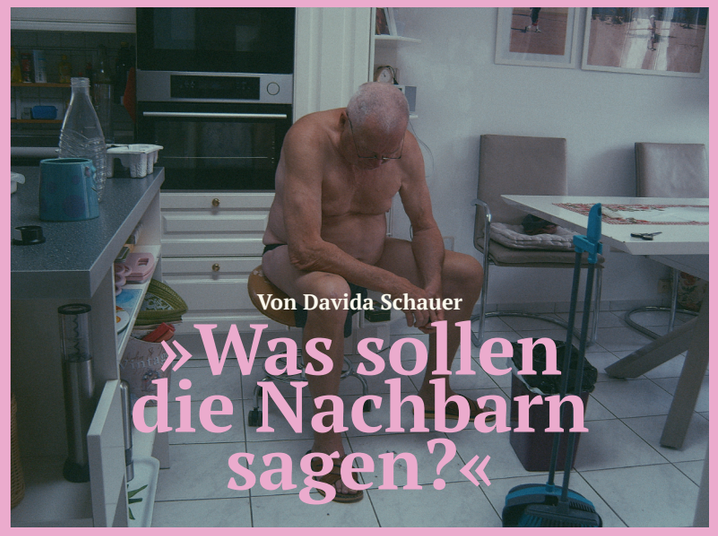
Das Miteinander funktioniert, aber natürlich nicht einfach so, denn jeder hat andere Bedürfnisse. »Während Kinder oft sehr laut sind, wünschen sich vielleicht ältere Menschen Ruhe, was dann anfangs zu einem Chaos führen kann«, meint Voet offen. Aber der Wunsch nach Gemeinschaft eint letztendlich doch alle. Einen positiven Nebeneffekt haben die vielen Begegnungen, denn sie helfen dabei Vorurteile abzubauen. Die Struktur und Organisation des Mehrgenerationenhauses hilft einen Raum zu gestalten, in dem die Menschen aufeinander zugehen können: »Wir schaffen den Rahmen, aber viele Ideen kommen von den Menschen selbst. Die Karaoke-Gruppe zum Beispiel war eine Idee aus der Mitte der Gemeinschaft.« Dass sich durch regelmäßige Begegnungen auch innere Haltungen verändern können, zeigt die Geschichte einer Seniorin, die regelmäßig ehrenamtlich im Haus hilft: »Sie hat mir mal erzählt, dass sie früher nie Kinder wollte und laute Kinder eher nervig fand. Aber durch die regelmäßigen Kontakte hier hat sich das verändert. Ihr Mann meinte sogar, sie sei im Umgang mit Kindern wie ausgewechselt«, berichtet Voet. Man könne erkennen, wie die Vorurteile und Hemmnisse schwinden und das Miteinander hier in den Vordergrund rückt. Besonders in Übergangssituationen von Menschen kann das Zusammenkommen helfen. »Dann gibt das Mehrgenerationenhaus einfach ganz viel Stabilität«, so Voet.



MARIE HARTMANN (20)

studiert Politik- und Medienwissenschaft und war schon immer davon überzeugt, dass verschiedenen Generationen viel voneinander lernen können.

Heute engagieren sich rund 100 Ehrenamtliche im Haus – von Studierenden bis Rentner:innen ist alles dabei. »Wir haben viele Räume, die genutzt werden können. Wer Ideen hat, kann einfach auf uns zukommen«, sagt Melissa. Im Kalender stehen für die kommenden Veranstaltungen neben Karaoke auch wechselnde Ausstellungen, Meditationsgruppen, Kreativangebote oder Schachgruppen.



Von Davida Schauer

»Was sollen die Nachbarn sagen?«

»Wie soll ich daraus lernen, wenn am Ende mit euch immer alles gut wird?« Dieser Satz schwirrt mir im Kopf herum, als meine Großeltern mich wieder einmal aus einer ungünstigen Situation gerettet haben. Vor fünf Jahren bin ich zu ihnen gezogen. Oft rolle ich mit den Augen, wenn meine Oma mir verbietet, mit zerrissener Strumpfhose das Haus zu verlassen oder muss tief durchatmen, wenn ich meinem Opa wieder erklären muss, dass man gewisse Begriffe heute einfach nicht mehr sagt. Trotzdem bin ich überzeugt davon, dass unser Zusammenleben das Beste ist, was mir überhaupt hätte passieren können.

Meine Großeltern sind vor 41 Jahren aus der ehemaligen Tschechoslowakei nach Deutschland gekommen. Durch den Kommunismus hinter dem Eisernen Vorhang gab es viele Einschränkungen – kein Privatbesitz, keine Meinungsfreiheit, keine freien Wahlen. Besonders das Reisen in nicht-sozialistische Staaten war stark reglementiert und mit bürokratischen, oft entwürdigenden Hürden verbunden. Sie erzählen mir, genau das habe ihre Neugier gereizt. Sie wollten wissen, was sich hinter der Grenze verbirgt und was dort auf sie warten könnte. Zudem kam der immer größer werdende Drang nach Freiheit. Sie wollten ihren Kindern ein gutes Leben ermöglichen. Ein Leben ohne Grenzen, ein freies Leben.



Mein Opa steht immer hinter mir. Foto: Olivia Rabe

Meine Oma erzählt mir, wie sie früher spätestens um 20 Uhr zu Hause sein musste – zumindest so lange, bis sie einen festen Freund hatte. Ich muss zwar nicht um acht daheim sein, aber auf eine andere Art steht auch mein Liebesleben unter Beobachtung. Wer bei uns mit nach Hause kommt, ist nicht egal. In meinen Teenagerjahren habe ich das nicht einfach hingenommen, habe mich dadurch von ihnen eingeschränkt gefühlt. So habe ich, kleine Rebellin, bewusst Jungs mitgebracht, die nicht in die Idealvorstellung meiner Großeltern passen – Jungs mit Tattoos und Dreadlocks, die Zigaretten rauchen und Bier trinken. Das war vor ein paar Jahren wohl noch mein Verständnis für Freiheit. Jetzt weiß ich, dass es ihre Art ist, mich zu beschützen. Jetzt merke ich, wie ich selbst skeptisch werde, wenn jemand nicht nach »husband material« aussieht. Ob das so ist, weil ich das so will oder weil es tief in mir sitzt, weiß ich nicht.

»Wie du wieder aussiehst, Löcher in der (Strumpf-)hose« ist so ein Standardsatz meiner Oma, wenn sie mich aus dem Haus gehen sieht. Sie konnte es sich früher nicht leisten aufzufallen. »Und dann noch deine Haare, da fehlen mir die Worte. Musst du die denn färben?« Denn ***»Was sollen die Nachbarn sagen?«*** war ein ständiger Gedanke. Anpassung war Überlebensstrategie. Mein Opa erzählt mir, er habe als Jugendlicher immer lange Haare tragen wollen, wie die Beatles oder die Rolling Stones. Im kommunistischen System war das ein Statement, das man sich nicht leisten konnte. Lange Haare galten als Ausdruck westlicher Dekadenz. Also passte er sich an. Heute rasiere ich meinem Opa seine Haare mindestens einmal im Monat zu einem Buzzcut, obwohl er jetzt ohne Probleme aussehen könnte wie John Lennon. Zum Dank fragt er mich, wenn ich von einem überteuerten Friseurbesuch nach Hause komme, was der Friseur denn beruflich macht.

Aber auch, wenn ich mir schon öfter anhören musste, dass es toll wäre, wenn man meine Tattoos wieder abwischen könnte, sagt Oma, sie bewundere mich dafür, dass mich äußere Meinungen kaum interessieren. Sie gönnt es mir zu 100 Prozent, dass ich mich traue, mich meinen Vorstellungen nach zu entfalten. Dass ich heute selbst entscheiden kann, wie ich aussehe, ist ein Privileg, das ich oft gar nicht wahrnehme. Aber meine Großeltern tun es, auch wenn sie meine Entscheidungen nicht immer nachvollziehen können. Natürlich frage ich mich, ob meine Großeltern in den letzten Jahren auch etwas von mir gelernt haben. Manchmal erzähle ich ihnen von Dingen, die für mich selbstverständlich sind, für sie aber ganz neu. Das Wort »Trigger« konnte ich meiner Oma gut veranschaulichen, als ich meinem Opa erklären musste, dass ein »das hat man früher halt so gesagt« kein Argument ist, sondern Teil des Problems. Sie hören zu, stellen Fragen und lernen dazu – auf ihre Art. Meine Oma liebt es, mit ihrer besten Freundin, die in der Slowakei lebt, zu facetimen. Mein Opa betreibt Second Screening wie ein Profi: Er feuert die slowakische Hockeymannschaft im Fernsehen an und liest parallel Nachrichten über den Ukraine-Krieg auf dem iPad. Sie sind angekommen im Jetzt, auch wenn ich ihnen Begriffe wie Gender oder mentale Gesundheit oft neu definieren darf. Ich glaube, ich bin mir seit dem Zusammenleben mit meinen Großeltern deshalb so sicher, dass am Ende alles gut ausgeht, weil sie mir zeigen, dass alles möglich ist, was ich mir vorstellen kann. Und irgendwie wird's immer gut. Nicht, weil alles leicht ist – sondern weil wir voneinander lernen. Weil wir einander aushalten, hinterfragen, schützen. Weil wir wissen, was wir lassen wollen. Und was wir lassen sollten. Und weil wir manches einfach so lassen.



DAVIDA SCHAUER (22)

studiert Medienwissenschaft, Germanistik und Slawische Studien. Seit ihrer Kindheit übernehmen ihre Großeltern einen großen Teil der Care-Arbeit – inzwischen lebt sie mit ihnen in einem Drei-Generationen-Haushalt.

DOUBT EVERYTHING!

Wie sah der politische Aktivismus früher aus?

von *Milena Brey* und *Mia Fritzsche*

Prof. Dr. Gunther Hirschfelder ist Professor für Vergleichende Kulturwissenschaften. Er beschäftigt sich schon sein ganzes Leben lang mit Politik: sein studentischer Alltag war geprägt von Kneipendiskussionen und Großprotesten. Dabei war er im Mainstream. Was ist heute anders? Wie war das Leben als junger politischer Akteur in den 80ern? Wie blickt Prof. Dr. Hirschfelder aus politischer Sicht auf seine Nachfolgegeneration?

Lautschrift: Herr Dr. Hirschfelder, wie unterscheidet sich der politische Aktivismus aus Ihrer Studienzeit zu der heutigen?

Gunther Hirschfelder: Als ich 1980 mit meinem Studium angefangen habe, war Politik ein Lebensstil. Die politischen Sichtweisen sind weit ins Private gegangen. Heute kann ich den Studierenden nur bedingt ansehen, wo sie politisch stehen. Früher hatten wir die Fraktion Jungs mit Seitenscheitel und Mädels mit Kostüm und die anderen mit Parka und langen Haaren. Das ist jetzt anders.

In welche Schublade hätten Sie sich selbst gesteckt?

Ich war immer auf der Suche. Ich habe in meiner Studienzeit sowohl Volkswirtschaftslehre als auch Karl Marx gelesen und habe versucht, mich zu positionieren. Damit war ich im Mainstream. Ein Thema, das uns damals interessiert hat, war der Wehrdienst. Geht man zur Bundeswehr und tritt für den Staat ein, den wir als ungerecht empfunden haben? Wir hatten schließlich noch in maßgeblichen Positionen Leute, die in der NS-Zeit Täter waren. Das hat uns natürlich umgetrieben. Auch war der tägliche Konsum für uns Aktivismus. Wenn jemand in unsere WG eine Avocado aus dem Apartheitsstaat Südafrika mitgebracht hat, haben wir bis zum Morgen diskutiert, ob man sie essen darf oder nicht. Heute sehe ich das pragmatischer, aber ich bin immer noch der Einschätzung, dass jede Konsumentscheidung auch eine politische Entscheidung ist.



Prof. Dr. Gunther Hirschfelder **im *Lautschrift*-Interview über seinen aktivistischen Studenten-Alltag.**
© Olivia Rabe

Wie sah Ihr politischer Aktivismus aus?

Es gab Großdemonstrationen, die waren wirkmächtiger als heute. Protestaktionen an Universitäten, Flugblattaktionen und Konflikte mit Lehrenden. Das Hauptaktionsfeld war aber die Diskussion. Diskutiert hat man überall. Als Stipendiat der Friedrich-Ebert-Stiftung hatte ich die Chance, mit Gästen des Bundestags mitzudiskutieren. Aber intern natürlich auch: In Kneipen oder in der Mensa saßen wir stundenlang und haben diskutiert. Hätte da jemand alleine gegessen, hätten wir ihn sofort hergeholt. Heutzutage ist das anders.

»Als ich mit meinem Studium angefangen habe, war Politik ein Lebensstil.«

Wie blicken Sie jetzt auf aktuelle Bewegungen?

Ich persönlich habe eine große Sympathie für diese Dinge. Bei uns haben alle gesagt: »Das ist alles sinnlos!« Aber die ganzen Freund:innen von damals, die total aktiv waren, sehe ich heute jeden Tag im Fernsehen, weil sie gut diskutieren können.

Wieso hat sich das Ausmaß an politischem Engagement verändert?

Das hat einen strukturellen Grund: Das Leben in den 80ern war analog. Ich hatte früh ein Zimmer mit eigener Dusche, bei mir hat die halbe Fachschaft geduscht. Da wurde immer diskutiert. Aber es gibt einen Hauptunterschied: Wir haben damals geglaubt, dass das Wohl der Welt daran hängt, wie ein politisches System der Zukunft konstituiert ist und an diese Systeme haben wir auch geglaubt. Der Wechsel der Ideologien kommt mit dem Zusammenbruch der So-

wjetunion 1989/90, weil wir da gelernt haben: Kommunismus und Idealismus funktionieren nicht. Der Versuch, eine bessere Welt zu machen, ist in weiten Teilen gescheitert. Wir haben parallel gelernt, dass auch der Kapitalismus gescheitert ist. Daraus folgte eine völlig desillusionierte, ideologiefreie Generation. Ich habe den Eindruck, dass dieses Bewusstsein der Klimakatastrophe in Kombination mit der Realisation, dass die Politik nicht vorangeht, auch bei denjenigen, die politisch nicht interessiert sind, eingesickert ist.

Wie blicken Sie jetzt auf Ihren damaligen Aktivismus?

Ich bin pragmatischer geworden. Ich bin aber wie viele der Meinung, dass jede Unterrichtseinheit auch eine politische Aktion ist. Wir betreuen Arbeiten über Themen, die mich generationsbedingt etwas irritieren, wie Sextoys oder Kennlernplattformen. Für mich ist das aber ein Lackmustest über die Demokratiefähigkeit einer Gesellschaft: eine Gesellschaft, die sich lustig macht über Wechseljahre und Menstruation ist im Grunde schon eine halbfaschistische Gesellschaft.

»Das Entscheidende ist nicht, ob ich ein Flugblatt verteile, sondern ob ich Gesellschaft gestalten möchte.«

Würden Sie sagen, Ihr Aktivismus ist heute erwachsener geworden?

Ne, ich finde den jugendlichen Aktivismus nicht unerwachsen, egal ob es in eine konservative oder progressive Richtung geht. Das Entscheidende ist nicht, ob ich ein Flugblatt verteile, sondern ob ich Gesellschaft gestalten möchte. Da kann ich allen dazu raten, die Universität als Raum für Diskussionen zu nutzen. Das Hauptprodukt, das die Universität zu bieten hat, ist ja die kritische Reflexion, das kritische Denken. Das ist das, was wir in der Wissenschaft brauchen, egal ob ich Physik studiere oder Kulturwissenschaft. Auch das ist Demokratiebildung.

Eine letzte Frage: Für was würden Sie heute noch auf die Straße gehen?

Ich würde weniger für politische Systeme auf die Straße gehen, sondern für Menschen. Für Menschen sollten wir überhaupt alles tun. Das fängt im Nahbereich an, das sind dann auch Aktionen, die mich interessieren. Dafür würde ich auch auf die Straße gehen, klar.



MILENA BREY (20)

&



MIA FRITSCHE (21)

sieht man manchmal auch auf Demos. Sie fragen sich, was aus den Aktivist:innen der 80er Jahre geworden ist.





Titelfoto © Bayrisches Landesamt für Denkmalpflege, Olivia Rabe **Colosseum damals und heute**

ERINNERUNGSKULTUR IN REGENSBURG

ÜBER VERÄNDERUNG UND NICHT VERGESSEN

von Larissa Hornig

Spaziert man durch das Regensburger Stadtviertel Stadt am Hof, könnte man über ein besonderes Haus in der Wassergasse stolpern. Es fällt auf wegen der großen, alten Inschrift »Colosseum« auf der gelben Fassade. Betrachtet man das Haus genauer, fällt eine Gedenktafel auf. Die Inschrift der Gedenktafel liest:

»In diesem Haus befand sich vom 19. März bis 23. April 1945 ein Außenlager des Konzentrationslagers Flossenbürg. Während dieses Zeitraums kamen mehr als 40 Menschen ums Leben. Daran erinnern ein Gedenkstein und Informationsstelen gegenüber am Brückenkopf.«

Was hat es mit diesem Teil Regensburger Stadtgeschichte auf sich?

Die Geschichte des Colosseum in Regensburg

Die Außenstelle *Colosseum* wurde vom 19. März 1945 bis zum 23. April 1945 als Konzentrationslager genutzt. Zuvor galt das *Colosseum* als von der NSDAP diktierte, ›gute Gaststube‹. Dazu im Gegensatz standen die ›Abtrünnigen‹ wie das Regensburger Karmelitenbrauerei-Hotel am Dachauplatz, deren Betreiber sich weigerten, ein Schild zu installieren, dass Juden den Zutritt verbat. Das *Colosseum* war ein Außenlager des Konzentrationslagers Flossenbürg für männliche Häftlinge. Die Häftlinge mussten Bahnschienen ausbessern und nach Blindgängern suchen. Die Arbeit war gefährlich und hart, die Verhältnisse im *Colosseum* menschenunwürdig und unhygienisch. Rund 400 Insassen zählte das *Colosseum*. In den fünf Wochen bis zum 23. April 1945 starben 40 Menschen. Beim Todesmarsch an diesem April ist die Opferzahl nicht bekannt. Erst am 1. Mai kamen ca. 50 Überlebende in Laufen an der Salzach, Nähe Salzburg an.

Im Gespräch mit Prof. Dr. Jörg Skriebeleit

Für eine professionelle und fundierte Einschätzung, wie es um die Erinnerungskultur in Regensburg steht, erzählt Professor Doktor Jörg Skriebeleit. Er ist seit 25 Jahren Leiter der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg und seit 2019 Honorarprofessor an der Universität Regensburg.

Lautschrift: Wie effektiv schätzen Sie die Maßnahmen zur Erinnerung an die Verbrechen der NS-Zeit ein, also zum Beispiel Gedenkstätten oder Informationstafeln?

Jörg Skriebeleit: »Effektiv« ist hier vielleicht nicht das richtige Wort – Erinnerungskultur ist immer ein Aggregatzustand, das bedeutet »effektiv« ist immer unterschiedlich konnotiert und die Vorstellung davon, was »effektiv« ist wandelt sich ständig. Der Umgang mit dem *Colosseum* in Regensburg ist typisch für Erinnerung an ein

Außenlager im städtischen Raum. Es gab ein frühes Erinnern, aber lange wurde über die Verbrechen dort nicht gesprochen. In den 80er Jahren wurde das Thema aufgerollt und die ersten Nachforschungen angestellt.

Später wurde vorgeschlagen, ein Dokumentationszentrum aus dem *Colosseum* zu machen. Davon haben wir in einem Gutachten abgeraten. Es ist eine typische Herangehensweise, die Geschichte in ein Dokumentationszentrum zu »stecken«, sie dort aufzuarbeiten, aber damit auch einzuhegen. Wir haben vorgeschlagen, das Ganze in ein stadtgeschichtliches Museum zu integrieren. Dieser Teil der Geschichte gehört zur Regensburger Stadtgeschichte und muss mehr in die Öffentlichkeit geraten. Natürlich gibt es auch vor Ort Denkmäler und diese Stelen, die auf den ersten Blick vielleicht nicht als »effektiv« gelten, aber wichtige Elemente – oder auch Irritationen – im öffentlichen Stadtraum sind.

Wie sieht Erinnerungskultur für verschiedene Altersgruppen aus?

Ich denke das Erste und Wichtigste, was wir in der Erinnerungskultur machen müssen, ist selbstkritisch zu bleiben, nur so kann die Frage offen bleiben, ob wir aktuell das Richtige tun. In Flossenbürg stellen wir unsere Bildungsangebote seit geraumer Zeit konsequent um: weg von zweistündigen Führungen bei denen die Schulklassen nur zuhören müssen. Es ist fundamental Fragen zuzulassen, denn nur so kreiert man wirkliches Nachdenken. Manchmal muss man auch einen Schritt hinter sich setzen und sich fragen »Was treibt die Leute um?«. Wichtig ist dabei auch darauf einzugehen, Erinnerungskultur nicht nur als ein wissenschaftliches oder elitäres Projekt zu begreifen, sondern breit in die Gesellschaft zu wirken.

Denken Sie in Anbetracht der aktuellen politischen Lage, dass wir zu wenig tun um uns zu erinnern oder liegt zu viel Zeit zwischen dem Damals und Heute?

Erinnerungskultur scheint etabliert und da fragen wir uns natürlich immer: Tun wir genug? Reicht das, was wir tun nicht mehr? Versagen wir? Man liest ja öfter, dass gerade die jüngere Generation uninformiert sei. Ich bin skeptisch ob die vielzitierten Umfragen richtig formuliert sind und ob es ausschließlich um abfragbares Wissen gehen kann: Für viele jüngere Menschen spielen einfach andere Fragen eine wichtigere Rolle. Was waren das für Menschen? Wie konnten Menschen anderen Menschen so etwas antun? Wir müssen zulassen, dass wir Fragen ändern.

Ich denke nicht, dass die Menschheit an Museen oder Dokumentationszentren versagt. Wenn wir an diesen Höllenschlund eines Konzentrationslagers, herunterblicken, schärfen wir unser moralisches Bewusstsein als Menschen. Und dieses Bewusstsein ist das, was wichtig bleibt – und gerade vielleicht sogar wieder wichtiger wird.

Verändern oder sein lassen?

Erinnerungskultur kann man nie »einfach so lassen«. Sie muss wachsen, sich verändern, sich anpassen. Manchmal muss man sie kritisieren, um weiterzukommen, manchmal muss man sich auch den unangenehmen Tatsachen der Geschichte stellen. Denn das ist die einzige Möglichkeit, wie wir wirklich gegen das Vergessen arbeiten – indem wir uns immer und immer wieder erinnern.



LARISSA HORNIG (20)

studiert Politikwissenschaften und Anglistik, ist interessiert am Regensburger Stadtgeschehen und glaubt, dass man viel über aktuelle Politik durch Geschichte lernen kann.

FALSCH ABGEBOGEN?

DAS NS-ERBE IN REGENSBURGS STRASSEN

Straßennamen sind mehr als Wegweiser, ihre versteckte Präsenz begleitet uns durch den Alltag. Doch wer steckt hinter den Namen auf den Schildern? Historikerin Dr. Wein untersucht, welche der Regensburger Straßenpatron:innen eine NS-Vergangenheit aufweisen. Im Interview spricht sie darüber, was Umbenennungen bewirken können und warum Erinnerung nicht bequem sein darf.



Die *Udetstraße* im Westen ist benannt nach einem Flieger aus dem Ersten Weltkrieg und späteren Generaloberst.

© Charlotte Schmidt

von **Charlotte Schmidt und Anna König**

Lautschrift: Welche Kriterien gibt es für eine »NS-Belastung«?

Frau Dr. Wein: Es gibt formale Kriterien, die sich gut belegen lassen: NSDAP-, SA- oder SS-Mitgliedschaft sowie Funktionen innerhalb des Regimes. Darüber hinaus geht es um ideologische Aktivität, etwa durch Publikationen, Reden oder das Verfassen von Lobpreisungen des Führers, sog. *Führerelogen*. Auch materielle Vorteilsnahme, etwa durch Enteignungen oder Zwangsarbeit, fallen darunter. Und natürlich strafrechtlich relevante Beteiligung an Verbrechen. Wichtig ist auch, wie sich die Person nach 1945 verhalten hat: Gab es eine Aufarbeitung oder wurde die Vergangenheit verschwiegen?

Wie läuft der Rechercheprozess ab?

Grundlage sind meist die nach 1945 angelegten Entnazifizierungsakten. Jede Person über achtzehn musste damals einen Fragebogen ausfüllen. Wer belastet schien, wurde in Kategorien von »hauptschuldig« bis »entlastet« eingestuft, die meisten als »Mitläufer«. Leider wurden oft NS-Verstrickungen durch sogenannte »Persilscheine« weißgewaschen: Unterstützerschreiben von Freund:innen, Kirchen oder Kolleg:innen. Als Historikerin versuche ich zudem Originalakten aus der NS-Zeit zu finden. Solche Personalakten oder Bewerbungsunterlagen erlauben ganz andere Einblicke als die oft beschönigenden Nachkriegsdokumente.

Bei welchen Straßen hat sich bereits eine NS-Belastung abgezeichnet?

Im Zwischenbericht von Oktober 2024 habe ich sieben Straßennamen identifiziert, bei denen ich klar zur Umbenennung rate. Das sind die Flugzeugkonstrukteure *Willy Messerschmitt*, *Ernst Heinkel* und *Claude Dornier* sowie der Industrielle *Herbert Quandt*, die massiv von Kriegswirtschaft und Zwangsarbeit profitiert haben. Auch *Ernst Udet* war an der militärischen Aufrüstung beteiligt. Kritisch sehe ich auch die *Franz-Hartl-Straße*, da es Hinweise gibt, dass Hartl als NS-Kraftfahrerkorps-Mitglied an der Pogromnacht 1938 in Regensburg beteiligt war. Dazu kommen die Schriftsteller *Hans Watzlik* und *Agnes Miegel*.



Hier befinden sich die Straßen, bei denen zur Umbenennung geraten wird: **Messerschmidtstraße** (1), **Heinkelstraße** (2), **Udetsraße** (3), **Dornierstraße** (4), **Watzlikstraße** (5), **Agnes-Miegel-Weg** (6), **Herbert-Quandt-Allee** (7) ©Schmidt und König

Wer genau war Agnes Miegel?

Miegel war eine in Ostpreußen bedeutende Dichterin. Sie ist in die NSDAP eingetreten und war zuvor schon in der NS-Frauenschaft, wo sie auch jüngere Frauen für den Nationalsozialismus begeisterte. Sie setzte sich schon immer stark für das Deutschnationale und das Völkische ein und schrieb dann freiwillig Gedichte auf den Führer. Als bekannte Persönlichkeit war sie extrem wichtig für das System und profitierte durch Lesungen, Prestige und somit hohe Buchverkäufe. Das war nach 1945 bekannt und es gab durchaus Kritik an ihr. Dennoch übernahm sie null Verantwortung und sagte, das sei eine Sache zwischen ihr und Gott.

Dabei hatte sie ja mitbekommen, dass oppositionelle Schriftstellerinnen und Dichter und insbesondere alle jüdischen ins Exil flüchten mussten.

Erschreckend ist, dass diese Straße in Burgweinting erst Anfang der Neunziger Jahre so benannt wurde. Direkt um die Ecke befinden sich die *Käthe-Kollwitz-Straße* sowie die *Sophie-Scholl-Straße* – da passt der *Agnes-Miegel-Weg* einfach nicht dazu. Man könnte vielleicht sagen, Kollwitz und Miegel waren 1933 ähnlich bekannt. Während Kollwitz sich als Pazifistin im Februar 1933 öffentlich gegen die NSDAP-Herrschaft positionierte, ihre Arbeiten dann aus Kunstsammlungen entfernt wurden und sie ein Ausstellungsverbot hatte, schmeichelte sich Agnes Miegel ein und profitierte. Offensichtlich sollten die Straßen aufgrund der Unterrepräsentation nach Frauen benannt werden, aber niemand kam darauf, die NS-Vergangenheit der Person zu hinterfragen.

Welche Rolle spielte der Namensgeber der Udetstraße?

Die *Udetstraße* im Westen ist nach Ernst Udet, einem Flieger aus dem Ersten Weltkrieg und späteren Generaloberst, benannt. Er unterstützte schon ab 1935 die Aufrüstung für den Zweiten Weltkrieg und hatte dann als rechte Hand von Göring das Reichsluftfahrtministerium unter sich. Dennoch rankten sich nach seinem Selbstmord 1941 Mythen um ihn, dass er kein überzeugter Nationalsozialist gewesen sei. »Er wollte nur fliegen, weil er ein totaler Luftakrobat war.« Aber es gibt konkrete Belastungen, weil er diesen Krieg befürwortete und die Aufrüstung vorantrieb. Letztlich scheiterte er an seinen Aufgaben: Der Luftkrieg in England war nicht erfolgreich, Alkoholsucht kam hinzu und er beging Selbstmord. Die Frage bleibt, warum so eine Person ehrwürdig sein soll, dass man eine Straße nach ihm benennt.

Wie fallen die Reaktionen auf Ihre Arbeit aus?

Obwohl die Reaktion des Bildungsausschusses auf meinen Zwischenbericht positiv war, gab es erste Widerstände. In der Presse wurde von einer Gruppe berichtet, die die sich grundsätzlich gegen jede mögliche Namensänderung richtet. Viele Kritiker:innen argumentieren, eine Umbenennung würde die Geschichte »auslöschen«. Das ist natürlich falsch. Gerade eine Umbenennung bietet die Chance, transparent darzustellen, warum eine Person heute nicht mehr als ehrwürdig gilt. Wichtig wäre, dass bei jeder Umbenennung eine Kontextualisierung erfolgt, durch Tafeln oder digitale Angebote, die den alten Namen sowie Änderungsgründe erklären. Nur so kann ein echter Bildungseffekt entstehen.

Jedoch sehe ich eine Tendenz, sich mit bloßen Hinweistafeln aus der Verantwortung zu ziehen, nach dem Motto: »Die Person hat Hitler unterstützt und wir finden das schlecht, aber den Straßennamen lassen wir so«. Das halte ich für unzureichend. Straßennamen sind nach der Ehrenbürgerwürde die zweithöchste öffentliche Ehrung, die eine Stadt vergeben kann. Die Namens-Patron:innen sollten definitiv Vorbild sein. Alles andere scheut nur den vielleicht unangenehmen Prozess einer Umbenennung.

Wie ist der weitere Zeitplan für Regensburg?

Das liegt nicht in meiner Hand. Ich liefere mit dem Abschlussbericht im Herbst 2025 die wissenschaftliche Grundlage für das Prozedere, das die politischen Gremien entwickeln. Wie schnell es zu konkreten Umbenennungen kommt, hängt stark vom politischen Willen ab. Wichtig wäre mir, dass die Öffentlichkeit einbezogen wird, indem beispielsweise neue Namensvorschläge gesammelt und diskutiert werden. Das letzte Wort hat in diesen Fällen immer der Stadtrat.

Warum ist die Aufarbeitung der Straßennamen heute noch wichtig?

Gerade die NS-Verbrechen wie die *Shoah*, Zwangsarbeit, Verfolgung und Vernichtung von Millionen Menschen haben unser historisches Bewusstsein stark verändert. In Regensburg gab es eine lebendige jüdische Gemeinde, heute erinnern nur noch Spuren daran. Es ist unsere Verantwortung, diese Geschichte nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Straßennamen bieten hier einen konkreten alltagsnahen Zugang. Wer die Namensgebung seiner Straße recherchiert, kann die eigene Stadtgeschichte besser greifen. Das ist eben mein Verständnis von unserer Geschichte: Wir leben in einem Land mit dieser schrecklichen Vergangenheit, da ist Erinnern für die Zukunft eine Aufgabe. Ich kann nur wissen, wohin ich gehe, wenn ich weiß, woher ich komme.



Susanne Wein hat in Politik und Geschichte an der FU Berlin promoviert und arbeitet als freiberufliche Historikerin an Projekten, die sich mit dem Nationalsozialismus beschäftigen. ©privat



CHARLOTTE SCHMIDT & ANNA KÖNIG



studieren beide Psychologie. Sie sind gerne in Regensburg unterwegs und fragen sich seit dem Interview öfter, welche Geschichten wohl hinter den vielen anderen Straßen der Stadt stecken.



Straßenkampf

Die AfD konnte bei der vergangenen Bundestagswahl im Landkreis Regensburg 21 Prozent der Zweitstimmen gewinnen. Im Wahlkreis der Stadt Regensburg erreichte die AfD hingegen nur einen Stimmenanteil von 14 Prozent. Dieser Unterschied bringt schnell bildliche Gegenüberstellungen von Wahlergebnissen in Erinnerung. Etwa jene, die Städte wie Berlin oder Leipzig mit grünen oder linken Mehrheiten als letzte Bastionen á la »ganz Gallien?« hervorheben. Städte sind links, das Land ist rechts, so die Logik. Dieses Verständnis verkennt jedoch die Bedingungen für den Erfolg des Rechtsradikalismus und verleitet die eher linke Stadt-Gesellschaft sich der Verantwortung für dessen Entstehung zu entledigen. In Einklang ist die Gefahr höher, das Aufkommen rechter Aktivitäten und Strukturen vor der eigenen Haustür zu übersehen. Zeit für einen Blick in

Von Rafael Fischer

RAFAEL FISCHER (22)

studiert Politikwissenschaft, Geschichte und Kunstgeschichte und liest neben Zeitung und Romanen auch die Botschaften der Laternen- und Schilderpfosten in den Straßen der Stadt.

Im gesamten Stadtgebiet verbreiten sich seit circa einem Jahr Aufkleber, deren politisch rechtes Motiv offensichtlich ist. Sie beschwören Nation und Heimat, setzen Migration mit Kriminalität gleich und fordern »Remigration«. Sie markieren politische Gegner:innen, indem sie einen »Anti-Antifa-Kampf« propagieren, den Nationalsozialismus als links verkennen oder queere Lebensweisen der Pädophilie bezichtigen. Gestalterisch kombinieren die Sticker Bildsprache des Alltags, vor allem Verbotszeichen, mit knappen Schlagwörtern. Meist steht dabei die textliche Aussage im Vordergrund.

Propaganda und Angstraum

Das Ziel der Aufkleber ist so vorhersehbar wie gefährlich. Die Botschaften können als Propaganda gelten. Adressat:innen sind wir alle, Rezipient:innen die wenigsten. Gesetzt man nimmt die kleinen Klebezettel wahr, fühlt man sich entweder in seinem Weltbild bestätigt oder von anderen diffamiert und ausgegrenzt.



Darüber hinaus sind die Sticker Ausdruck eines Anspruchs, den Raum zumindest visuell zu kontrollieren. Dabei markieren sie die unsichtbare Präsenz derer, die sie geklebt haben. Sie ersetzen ihre Anwesenheit und künden physische Nähe an. So spielen Rechte damit, einen Angstraum zu etablieren. Denn zentraler Bestandteil rechtsradikaler Ideologie ist, das Zusammenleben von Menschen mithilfe des Raums zu erklären. Die Herkunft der eigenen Familie entscheidet darüber, welcher vermeintlichen Rasse (neurechts: »Kulturraum«) man angehört, es geht um Blut und Boden. Rechtsradikale wollen also Räume definieren und kontrollieren. Ein roter Faden, der sich bis zu den Aufklebern durchzieht. Es stellt sich die Frage, wie lange bleibt es für die Rechten bei dem »einfachen« Anspruch, Räume optisch zu kontrollieren?

Raumkampf

Der Versuch einer Antwort muss zuallererst darauf verweisen, dass rechte Aufkleber nicht vollständig den sozialen und lokalen Kontext des Raumes widerspiegeln. Zwar ist ihr wiederholtes Auftreten ein Indikator dafür, dass sich mindestens ein oder eine rechte:r Akteur:in im Stadtraum bewegt. Weitere quantitative oder qualitative Aussagen, wie zum Beispiel, ob die Akteur:innen hinter den Stickern nach einer bewussten Strategie mit Eskalationspotential handeln, lassen sich ferner jedoch nicht treffen.

Es bedarf auch ein Verständnis dessen, unter welchen Bedingungen Rechts Radikale Zustimmung erhalten und politische Erfolge verzeichnen können. Demnach ist es falsch zu denken, dass Räume von Rechts eingenommen werden, als würden externe Akteur:innen in die Stadt einfallen. Rechtes Gedankengut findet dort Anklang, wo Strukturen und Vorstellungen der Ungleichwertigkeit vorzufinden sind. An diese Überlegung ist anzuknüpfen, dass politische Aktivist:innen, die ihre radikal rechte Weltanschauung in einer Gemeinde oder Stadt durchsetzen wollen, diesen Raum auch nicht als Vakuum vorfinden. Räume sind nicht links oder rechts, sondern immer »umkämpft«.

Das Medium Sticker als Zeichen indirekter Präsenz über Straßenzüge, Viertel oder die gesamte Stadt, bietet eine gute Möglichkeit relationale Machtverhältnisse verschiedener subkultureller oder politischer Szenen und Gruppen darzustellen. In Regensburg besitzen klassisch linke oder unpolitische subkulturelle Szenen die visuelle Deutungshoheit. Die am häufigsten auftretenden Gruppen und Akteur:innen sind Graffiti-Writer:innen, Fan- und Ultra-Gruppierungen des SSV Jahn Regensburg, sowie Einzelpersonen und Gruppierungen mit linkem Selbstverständnis. Mit dem Neuaufkommen rechter Sticker geht deswegen ein Verdrängungsprozess einher, der sich an erster Stelle gegen die Symbole linker Gruppen richtet. Die Linke Seite erwidert diesen natürlich.



Stickerkampf in den Straßen Regensburgs ©Rafael Fischer

Auf einer weiterführenden Ebene lassen sich diese Begegnungen der politischen Lager im städtischen Raum auch in personeller Präsenz verfolgen. In Regensburg findet keine rechte Demonstration und kein rechter politischer Auftritt ohne Gegenprotest statt. Unsichtbar bleiben in diesem Kampf jedoch jene Menschen, die sich durch die Aktivitäten der Rechten eingeschüchtert fühlen, weil sie beispielsweise bei den Montagsdemonstrationen der Corona-Leugner-Szene als migrantisch gelesene Personen mit Angriffen der Rechten rechnen müssen. Je mehr Macht eine Gruppe hat, desto mehr kann sie ihre Vorstellung des Raums durchsetzen.

Letztens besitzt der Staat die Verantwortung, die physische wie psychische Unversehrtheit aller Bürger:innen zu schützen – auch vor Formen der Einschüchterung im öffentlichen Raum. Natürlich stellt das Kleben von Stickern eine Sachbeschädigung dar und ist illegal. Praktisch ist es sehr schwer dagegen vorzugehen.

GEHARBEITET!

Von Amelie Steinwagner

Die Tradwives-Bewegung gewinnt in den Sozialen Medien immer mehr an Popularität. In einem Gespräch geht unsere Autorin mit ihrer Großmutter und Schwester auf Spurensuche in der Realität. Kann man bei diesem Lebensstil von einem wirklichen Phänomen sprechen? Stellt er eine Gefahr dar? Und wie sieht es eigentlich bei ihnen mit dem Frauenbild aus?

Die Frauen in meiner Familie waren immer berufstätig. Ich kann mich nicht erinnern, jemals infrage gestellt zu haben, ob ich einen Beruf ergreifen will.

Geschlecht und Erwerbstätigkeit sind miteinander verknüpft. Die Zahl der erwerbstätigen Frauen ist in den letzten Jahren in Voll- und Teilzeit stark angestiegen. Das Lohngefälle zwischen Mann und Frau betrug bei gleicher Arbeit im Jahr 2024 6 Prozent. Gleichzeitig leisten sie im Durchschnitt mehr Sorgearbeit als Männer. 2024 waren das laut dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 44,3 Prozent. Frauen leisten im Schnitt mehr Arbeit und werden weniger entlohnt. Haben sie jetzt genug?

Die Hausfrauen sind zurück. Zumindest hat man das Gefühl, wenn man auf TikTok scrollt. Die »Tradwives« werden angeführt von Ballerinafarm und Nara Smith, die ihre Lebensweise online vermarkten. Die eigenen Kühe melken, Butter schlagen oder mit den Kindern die Lieblings-Bagels des Ehemannes zum Frühstück backen. Auch deutsche Frauen springen auf den Zug auf. Die Botschaft ist klar: Der Platz der Frau ist Zuhause, als Unterstützung ihres arbeitenden Mannes.

Doch eine Frage bleibt in der Debatte unbeantwortet:

Wollen Frauen tatsächlich zurück in die Küche?

Ist die berufstätige Powerfrau ein Lebensmodell, das von jungen Frauen ausrangiert wird?

Fragen, die ich mit Frauen in meiner Familie bespreche: Meine Großmutter, Maria, 79 Jahre alt, und meine jüngere Schwester, Charlotte, 17 Jahre alt.

Meine Großmutter hat mit vierzehn Jahren begonnen zu arbeiten. Sie ist Nachkriegskind, Halbwaisin, und die mittlere von drei Töchtern. Ihre Mutter ist verwitwet und muss die Familie allein ernähren. Sie beginnt 1960 ihre Lehre, um 2000 geht sie in Rente. Nach der Geburt meiner Mutter bleibt meine Großmutter einige Jahre zuhause. »Ich hab‘ gedacht, mir fällt das Dach auf den Kopf.«, meint sie seufzend., »Ich hab‘ ja nicht den ganzen Tag putzen können, oder den ganzen Tag spazieren gehen.« Bald fängt sie eine Arbeit beim Roten Kreuz an. Zuhause bleiben befriedigt sie nicht, das betont sie öfter, erzählt, dass sie auf Unverständnis bei anderen Frauen trifft, die einen Beruf als Belastung verstehen.



Frauen können alles werden. © Olivia Rabe

In den 60ern ist eine Lehre unüblich. »Das war die Zeit, als alle in die Fabrik gegangen sind«, erklärt sie. Viele Frauen haben keine Möglichkeit, eine Qualifikation zu erwerben, führen Hilfsarbeiten aus oder arbeiten schwarz.

Sie zeichnet ein Bild, in dem Arbeit einen anderen gesellschaftlichen Stellenwert hat. Die Trennung der Rollen von Mann und Frau ist stärker, die Care-Arbeit liegt bei ihr und es ist schwierig, meine Mutter während ihres Arbeitstages zu betreuen. Hier ist sie angewiesen auf familiäre Strukturen. »Das ist jetzt, find‘ ich, leichter«, sagt sie.

Als meine Schwester zu Wort kommt, wird klar, dass sich die großmütterliche Prägung auf sie übertragen hat. »Ich hab‘ in meinem Leben noch nicht überlegt, ob ich nicht arbeiten soll«, beginnt sie voller Selbstbewusstsein. »Das ist nicht verhandelbar, das will ich auch nicht verhandeln, das passt ja so.«

Sie sieht die Problematik in der fehlenden Anerkennung weiblicher Kompetenz. Alle Mädchen, die sie kennt, wollen arbeiten. Jungen seien die Arbeitsunwilligen. »Und ich glaub‘, das wird auch Jungs mehr verziehen«, fügt Charlotte an und meine Großmutter nickt zustimmend. »Da hat das oft was mit fehlender Reife zu tun. Da meint man, das wird dann schon noch. Aber wenn Mädchen nicht arbeiten, dann sind sie wieder direkt faul.«

Frauen wollen weniger arbeiten? Laut meinen beiden Interviewpartnerinnen eine Lüge. Die altertümlichen Werte hinter dem traditionellen Frauenbild bleiben nicht lange versteckt. Ein Versuch der Verdrängung?

»Jungs haben schon ein großes Problem damit, wenn Mädchen schlauer sind«, meint Charlotte. Die Frau als Konkurrentin auf dem Arbeitsmarkt schafft ein Wettbewerbsverhältnis. Wer leistet besser? In einer Welt des Hyperkapitalismus vielleicht eine Frage, die die Geschlechter erneut trennt. Die Strategie? »Man redet Müttern ein schlechtes Gewissen ein, glaub‘ ich.«, antwortet meine Großmutter. »Denen wird eingeredet die vernachlässigen ihre Kinder.«

Beide verurteilen nicht das Bedürfnis, zuhause bleiben zu wollen. Es sei wichtig, Mädchen schon früh zur Eigenständigkeit zu erziehen, sagt meine Schwester. Eine fundierte Entscheidung zu treffen, Zuhause zu bleiben oder nicht, ist das gute Recht jeder Frau, so der Tenor des Gesprächs.

Sie sprechen hier für zwei Generationen, in denen sich die Frau nicht zurückzieht. Ein Beruf eröffnet Möglichkeiten für Frauen, aber das tut ein reicher Mann, der den romantischen Lebensstil einer Hausfrau ermöglicht, ebenso. Doch, in den Worten meiner Großmutter: »Aber so viel reiche Männer laufen leider nicht herum.« Vielleicht ist es eine gute Idee, sein eigener reicher Mann zu werden. Platz einzunehmen, den Beruf zu nutzen, um gesellschaftlich repräsentativ zu wirken. Sichtbar zu sein. So ist in der Arbeitswelt Veränderung möglich.



AMELIE STEINWAGNER

studiert Politikwissenschaft, Philosophie und Spanische Philologie im sechsten Semester und tyrannisiert ihre Familie gerne mit Interviewanfragen.



HORMONELL UND ALTERNATIVLOS?

VERHÜTUNG IN DER RETROSPEKTIVE

Auf Basis von Gesprächen mit Menschen unterschiedlichen Alters und Geschlechts soll hier ein Zwischenfazit gezogen werden: Welche Wünsche und Erfahrungen prägen unser Denken über Verhütung im Allgemeinen? Wo stehen wir gerade? Was hat sich verändert?

VON SIMON WEICH

©Simon Weich

Schauplatz Internet. Ich befinde mich auf einer Seite, die verspricht: »Finde das Verhütungsmittel, das zu dir passt«. Ein einfacher Test soll helfen. In der dritten Frage will der Test wissen, ob man Nebenwirkungen in Kauf nehmen würde. Ich verneine, merke jedoch gleichzeitig, die Zahl an potenziellen Optionen hat sich von anfangs 16 auf 1 reduziert. Zuvor sollte ich meine Priorität in Bezug auf Sicherheit und den Einsatz von Hormonen angeben. Gerne sicher und nicht hormonell, so die Entscheidung. Alle weiteren Fragen erscheinen überflüssig, die verbleibende Zahl an Möglichkeiten könnte kaum kleiner sein: Habe ich meine Methode gefunden?

Vor diesem Dilemma stehen junge Menschen, die anfangen, sich mit Sexualität und Verhütung zu beschäftigen, scheinbar selten: Kondom und Pille haben noch immer eine Vorreiterrolle bei der Wahl der ersten Verhütungsmethode. Ersteres scheint populär, weil es in der Anwendung weitgehend selbsterklärend ist. Dagegen hat sich die Pille mit ihrem avantgardistischen Image der 60er Jahre fest in unser Bewusstsein eingebrannt. Sexualität ist in den Folge-Jahrzehnten geprägt von Aufklärungsseiten aus der *Bravo*, in denen *Dr. Sommer* als »Chefaufklärer der Nation« übernimmt, was ein dürftiger Sexualkundeunterricht versäumt. Folglich finden regelmäßig auch Prävention vor Geschlechtskrankheiten und ungewollter Schwangerschaft ihren Platz in der Rubrik.

Als weibliche Person, die erstmals in den 80ern mit Verhütung in Verbindung kommt, war die Antwort auf die Frage »Womit?« meist schnell beantwortet: »The Pille it is.« Um mit größtmöglicher Sicherheit eine Schwangerschaft auszuschließen, gibt man die Verantwortung dafür ungern ab. Noch heute wird die Pille Personen mit Uterus, die den Wunsch nach Verhütung in der ärztlichen Beratung äußern, schnell verschrieben. Die Kosten werden bis zum 22. Lebensjahr zum größten Teil von der Krankenkasse übernommen. Das Medikament setzt eine einfache Benutzung voraus, bietet einen guten Schutz, stellt für viele Menschen eine geeignete Methode dar. Mittlerweile bekannt ist aber auch eine lange Liste an Nebenwirkungen, die vor allem im jugendlichen Alter, gepaart mit pubertärem Chaos in Kopf und Körper, oft nicht als diese identifiziert und angesprochen werden.

Erfreulicher hingegen ist das angehäufte Wissen, das mittlerweile rund um Verhütung existiert. Soziale Medien dienen als Informationsquelle, Austauschplattform für Erfahrungsberichte und decken ein großes Spektrum an sexueller Diversität ab, was sicherlich in dieser Form schon früher wünschenswert gewesen wäre.

NEUE METHODEN, ALTE PROBLEME?

Ein Unterschied zu damals: Wer sich in Sachen Verhütungsmittel umorientieren möchte, hat die Möglichkeit, sich einer Menge anderer Methoden zu bedienen. Das Problem? Die Alternative heißt oft trotzdem wieder Hormone, nur in anderer Form. Die Komplikationen scheinen sich verlagert zu haben. Jugendlichen, die sich für einen medizinischen Eingriff interessieren, wie ihn das Einsetzen einer Spirale darstellt, wird zudem oft eine Absage erteilt. Die Gründe dafür sind vielseitig.

Aktuelle Forschung und Weiterentwicklung zu Verhütungsmethoden für den Mann sind zu begrüßen, erfordern jedoch ein großes Maß an Vertrauen, das Sexualpartner:innen dem männlichen Gegenüber bei heterosexuellen Bindungen entgegenbringen. Interessant zu nennen sind hierbei das *Samenleiterventil*, welches operativ eingesetzt wird, sowie ein *Verhütungsring*, der die Hoden in den Leistenkanal drückt. Das Ergebnis ist ein Ejakulat ohne Spermien, welches sicherheitshalber regelmäßig einer ärztlichen Überprüfung auf Funktionstüchtigkeit bedarf. Menschen mit Vulva und dem Wunsch nach hormonfreier Verhütung können auf ein *Diaphragma* als eine Art umgekehrtes Pendant zur Periodentasse zurückgreifen. Dieses wird in Kombination mit einem Gel verwendet, das Spermien ausbremst und unbeweglich macht. Optional kann symptothermal verhütet werden, indem das Zeitfenster der weiblichen Fruchtbarkeit bestimmt wird und so ein Aufeinandertreffen von Spermium und Eizelle vermieden werden kann. Beide Methoden erfordern jedoch viel Eigeninitiative.

Wichtig zu erwähnen: Den Schutz von sexuell übertragbaren Infektionen gewährleisten diese Verhütungsmethoden nicht, dieser Aspekt muss also bei wechselnden Sexualpartner:innen zusätzlich bedacht werden. Dabei leisten neben dem Kondom mittlerweile auch *Femidome*, *Lecktücher* und präventive Mittel zur Einnahme (bspw. *PrEP*) einen Beitrag, die Ansteckungsgefahr gering zu halten.

»DAS PERFEKTE VERHÜTUNGSMITTEL FÜR ALLE EXISTIERT NICHT«

Es bleibt festzuhalten: Die Informationslage ist sehr gut und die Zugänglichkeit hat sich ebenfalls stark gebessert. In der Theorie ist durch eigene Recherche schnell ein großer Überblick geschaffen, doch es fehlt die Anwendungserfahrung. Das Finden eines Verhütungsmittels gleicht gewissermaßen einem *Trial and Error*Vorgehen, um durch Ausprobieren die eigenen Präferenzen zu finden und mögliche unerwünschte Wirkungen zu vermeiden. Vereinfacht gesagt: Das perfekte Verhütungsmittel für alle existiert nicht! Der Wunsch nach mehr Alternativen, die schonender für Körper und Psyche sind, wird von vielen geteilt. Wieso bleibt das Wunschdenken, *warum lassen wir das so?*

Ein großer Dank gilt Karli aus dem Team von *Mit Sicherheit Verliebt* in Regensburg für Einblicke und Eindrücke.



SIMON WEICH (22)

studiert Medienwissenschaft und hat im Gespräch für diesen Artikel gemerkt: Es gibt immer einen Begriff für Masturbation, den man noch nicht kennt.

TALKIN' 'BOUT MY GENERATION

Über eine schiefklingende Gegenwart und welche Stimmwirbel verdreht wurden, um diese Dissonanz hervorzurufen.

VON: PAULINE KRAL.

Es sind die Mitt-70er als in der Punk-Szene »Fanzines« aufkommen. Oft sind das nur lose fotokopierte Blätter, die aus Zeitungsausschnitten und Notizen der Autor:innen bestehen. Neben Rechtschreibfehlern strotzen sie vor allem vor Meinungen, die weniger auf fundierten Argumenten basieren als darauf, »gegen« etwas zu sein. Insbesondere Punkmusik ist Thema, eine aufregende Abweichung von der Mainstream-Musikindustrie und der von manchen für tot erklärten Rockmusik.

»ROCK IS DEAD THEY SAY – LONG LIVE ROCK!«

Das Chaos des Punk spiegelt sich in den collagenartig zusammengebastelten Seiten wider. Sie sind DIY und rufen auf zum Do It Yourself – dazu, selbst infrage zu stellen, selbst Kultur zu schaffen und aufzuhören, einfach zu konsumieren, was einem vorgesetzt wird. »Lassen wir so?« – wohl kaum!
Ratternd vorgespult bis 2025... Unzählige digitale Plattformen dienen dazu, ohne viel Aufwand Statements abzugeben – es ist eine Zeit, in der Printmedien beinahe schon der Vergangenheit angehören. Diese beiden analogen Seiten sollen zurückerinnern – dazu borgen sie sich sowohl Design als auch zeitkritischen Inhalt.

»Guten Tag, liebe Beat-Freunde. Nun ist es endlich so weit. In wenigen Sekunden beginnt die erste Show im deutschen Fernsehen, die nur für euch gemacht ist. Sie aber, meine Damen und Herren, die Sie Beatmusik vielleicht nicht mögen, bitten wir um Verständnis. Es ist eine Live-Sendung mit jungen Leuten, für junge Leute. Und nun geht's los.«

(25.09.1965 – Anmoderation, 1. Folge Beat-Club)

Was waren das noch für Zeiten, als TV-Sender sich berechtigt vor den Reaktionen älterer Zuschauer:innen fürchteten. Als die Augenbrauen der Eltern in die Höhe schossen, wenn die neuartige, englischsprachige Musik gespielt wurde. Als es ein kontroverses Statement war, wenn ein akustischer Sänger plötzlich zur E-Gitarre griff und Musik als solches politisch sein konnte, noch bevor man den Lyrics genauer lauschte. Als der bloße Akt des Musikhörens einer Rebellion glich...

Wo ist diese Kraft geblieben, diese Macht zu provozieren, Meinung kundzutun, Leidenschaft Ausdruck zu verleihen, ja, sogar Ideologie und Lebensgefühl zu stiften?!?

Der Sitznachbar im Zug hat ein gesteigertes Mitteilungsbedürfnis, die Tastatur der Studentin neben dir in der Bib klackert zu laut, du willst in Sommerstimmung kommen oder vielleicht ist die Autofahrt zu langweilig? Dann leg doch ein Album auf – oder vielmehr: Starte eine Playlist! Stundenlang, ohne Unterbrechungen im Zwanzigminutentakt, überall und immer: Musik, das Mittel zu vielen Zwecken.

Und hey, es ist Freitag? Dann wähl doch gleich *New Music Friday* aus und vielleicht ist ja was dabei, das dir gefällt – und wenn nicht, so hast du dir immerhin die Mühe gespart, etwas Eigenes aus der unüberschaubaren Masse rauszusuchen.

Alles auf Displaytippen an einem einzigen Ort verfügbar zu haben ist schon praktisch, algorithmisch vorausgewählte Musik bequem. Da ist es dann auch egal, dass die sogenannten *Mixtapes* womöglich gar nicht so personalisiert sind, wie es den Anschein erweckt.

Flashback! In dieser Edition wollten wir wissen, wie man eigentlich als Kind der 60er – lange vor Spotify und Co. – neue Musik aufgestöbert hat.

*»Da gab es einmal die TV-Sendungen wie samstags den **Beat-Club** oder ab '71 im ZDF **Disco** mit Ilja Richter. Zwischen für uns junge Leute schwer erträglichen Sketchen traten die meisten Bands Playback auf oder es wurden Videos gezeigt, die neue Singles bewarben. Da gab es einiges zu entdecken, genauso auch in Zeitschriften wie der **Bravo** oder dem **Musikexpress**. In **Sounds** fanden sich teils herrlich subjektive Plattenkritiken.*
*Wer nicht nur über Musik lesen, sondern sie anhören und »haben« wollte, legte sich regelmäßig mit dem Kassettenrekorder vor dem Radio auf die Lauer. Wenn dann auf Bayern 3 **Pop nach 8** lief, hatte man den Finger schon am Aufnahmeknopf und hoffte, dass der Gottschalk nicht reinquatschte, bevor das Lied vorbei war.*
*Für wen das zu nervenaufreibend war, der konnte natürlich in den Musikladen gehen. Aber auch z.B. beim **Govi** in der Regensburger Innenstadt war nicht immer alles vorrätig und man musste schon etwas Glück haben, ein frisch herausgekommenes Album in die Finger zu bekommen. Garantiert aber traf man dort Gleichgesinnte, um über Musik zu plaudern.«*

Schon in den frühen Morgenstunden formt sich die Schlange vor den Toren der Konzerthalle. Alle wollen an der Barrikade stehen, freie Sicht haben, lediglich den eigenen Handybildschirm zwischen sich und der Bühne. Wo man nur hinsieht, überall laufen sie als Replikationen ihres Stars herum, alle in denselben, vielfotografierten, glitzernden Outfits, als wäre es Pflicht (irgendein Bild wird schon dabei sein, das gut genug für die *Story* ist).

Hunderte Euro haben sie gezahlt, um hier zu sein, Beweise davon aufzuzeichnen und später wie einen weiteren Tropfen in den Ozean an Filmaufnahmen derselben Show fallen zu lassen. Das durchgeplante, hochproduzierte Spektakel muss abliefern, denn weicht es zu sehr vom Protokoll ab, gehen unzählige Fans, bei denen TikTok zuvor konkrete Erwartungen – ja, sogar Anforderungen – geweckt hat, enttäuscht nach Hause. Man möchte das Gesamtpaket von der Tracklist bis hin zu detailliert getakteten Outfitwechseln und Fanchoreografien.

Und wenn es irgendwann mehr Bands *ABBA* gleichtun und nur noch als Hologramme auf der Bühne stehen, dann merkt man den Unterschied zwischen Blicken durch die Kameralinse und Klängen des Autotunes ohnehin kaum mehr.

Kleidung und Musik sind eng miteinander verbunden. Doch nicht immer zeigte sich das im Tragen von Band-Shirts für den *Vibe*, sondern da führte es viel tiefer, da spiegelte sich darin im täglichen Leben ein Ausdruck von Gruppenzugehörigkeit und Ideologie.
So gab es beispielsweise im Großbritannien der späten 50er & 60er Jahre zwei mitunter verfeindete, Strandschlachten austragende Subkulturen, die über ihre Klamotten klar zu unterscheiden waren. Das waren die *Rocker*, Angehörige der Arbeiterklasse und Fans des Rock'n Roll, und die *Mods*, die gegen den Lifestyle ihrer in Fabriken schuftenden Elterngeneration rebellieren wollten. Als Trendsetter legten diese großen Wert auf ihr Erscheinungsbild und trugen eine ganz bestimmte »Uniform«. Diese findet sich sogar in der Rockoper *Quadrophenia* (1979) der britischen Band *The Who* wieder, die die Geschichte eines jungen *Mods* erzählt.

**»My jacket's gonna be cut slim and checked,
A touch of seersucker and an open neck,
I ride a GS scooter with my hair cut neat,
I wear my wartime coat in the wind and sleet.«**

(Einzelne Mitglieder der damals »härtesten Rockband der Welt« selbst traten übrigens schon mal ganz *casual* im Strickpullunder auf.)

In einer Gegenwart mit zahllosen Subkulturen und aus den Tiefen von *Pinterest* gekrochenen *Ästhetiken* geht authentischer Individualismus zu Gunsten von (Mikro-)Trends, denen man kaum aus voller Überzeugung folgt, immer mehr verloren.

Billigware, *Fast Fashion*, ein Trend jagt den Nächsten – es wird den Konsumierenden schmackhaft gemacht, sie kaufen es. Ein paar Rotationen lang getragen und schon heißt es *fast forward*: auf zum Nächsten Muss-Haben-Item, das Alte wird in die Tonne getreten. Wo man einst verhedderte Kassettenbänder mühevoll wieder aufgewickelt hat, fehlt heute die Geduld, um eigentlich noch Benutzbares nicht direkt durch ein neues Modell zu ersetzen.

Was die Modewelt kann, das kann die Musikindustrie schon lange!

Gegenwärtig mehr denn je: Sie ist ein übersättigter Markt, der noch nie aus so vielen Subgenres bestand und dem mehr Personen denn je etwas beisteuern. Schließlich ermöglicht nicht erst ein Knebelvertrag mit einem Plattenlabel die Veröffentlichung eigenen Materials – es reicht theoretisch ein Upload bei einem Streamingservice der Wahl.

Wo es früher *One-Hit-Wonder* gab werden nun Lieder in der Hoffnung konstruiert, mit nur einem kurzen Abschnitt eines andernfalls wenig hörenswerten Songs in der Masse aufzufallen. Als *One-Bridge-Wonder* erlangen manche so immerhin kurzlebigen *Online-Fame*.

Immer wieder erwischt das Schicksal des *trending audios* auch ältere Kompositionen und katapultiert sie nach Jahrzehnten plötzlich für einen Moment zurück in die Charts. Freilich nur das eine Lied, denn kaum jemand denkt daran, die Diskographie der Artists nach weiteren Schätzen zu durchsuchen.

Wo bleibt da die Wertschätzung für etwas, das als Kunstform betitelt wird? Wie kann nach Millennien der Musikgeschichte die Endstation eine Reduktion von Kultur zum Konsumobjekt und Gebrauchsgegenstand sein? Und wie konnte es passieren, dass Musik der Vermarktbarkeit derart zum Opfer gefallen ist, dass ihre Qualität so deutlich darunter leidet?

Pauline Kral (20) studiert Psychologie & wurde zu dieser Collage von einer »Ich wurde in der falschen Generation geboren«-Krise inspiriert.

Sehnsucht nach einer außer Reichweite liegenden, entschleunigten Zeit? Einer Ära der vordigitalen Verbundenheit und authentischen Musik, um der Musik willen?
Die A-Seite solcher Nostalgie klingt melodiös nach funktionellem Eskapismus aus einer um Fortschritt und Innovation wetteifernden, konsumorientierten Welt. Die B-Seite dagegen begleiten Töne der Entfremdung und Alienation von der eigenen Generation sowie eine Tendenz, die Vergangenheit trotz aller Kratzer im Vinyl zu romantisieren.
Wie bei jeder Schallplatte auch sollte man also nicht vergessen, zwischendurch die Seite zu wechseln, um das Gesamtpaket in vollen Zügen genießen zu können.



***»I'M NOT TRYING TO CAUSE A BIG SENSATION
I'M JUST TALKIN' 'BOUT MY GENERATION...«***

Zitate © The Who / Illustration © Pauline Kral

IDENTITÄT ZWISCHEN MAUERFALL UND GEGENWART

Auch 36 Jahre nach der Wende höre ich im Alltag – wie viele andere aus Sachsen – immer noch Begriffe wie »Ostdeutschland« und »Westdeutschland«. Diese Bezeichnungen beschreiben Deutschland aber nicht nur geografisch, sondern vor allem in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht. Trotz aller Annäherung fehlt nach wie vor echte Einigkeit.

VON LOUIS MÜLLER

Entgegen aller Erwartungen hat sich das ostdeutsche Identitätsgefühl seit der Wiedervereinigung nicht abgeschwächt. Im Gegenteil: Die Identifikation mit dem gesamtdeutschen Staat ist eher zurückgegangen. Diese Entwicklung zeigt sich auch in einer Umfrage von *Infratest Dimap* aus dem Jahr 2023: Während sich die meisten Westdeutschen bei Fragen zur Herkunft schlicht als »Deutsche« bezeichnen, sehen sich rund 42 Prozent der Ostdeutschen nach wie vor primär als »Ostdeutsche«. Die Identität steht der Einigkeit im Weg. Lassen wir so?

OB ZUSAMMENWÄCHST WAS ZUSAMMENGEHÖRT?

Die Ost-West-Thematik hat in Ostdeutschland einen wichtigeren Stellenwert als in Westdeutschland. Diese Tatsache erscheint erstmal logisch: Am 09. November 1989 änderte sich mit dem Mauerfall die komplette Lebensrealität der Ostdeutschen. Auf der einen Seite gab es plötzlich grenzenlose Freiheit in Mobilität und Meinung. Andererseits folgten in den darauffolgenden Jahren eine beispiellose Wirtschaftskrise, dramatische Abwanderung und ein Erstarken von Kriminalität und Gewalt.

Gleichzeitig änderte sich die Realität der westdeutschen Bevölkerung nur sehr wenig. Zwar gab es mit der Erhebung des *Solidaritätszuschlags* zur Finanzierung des Projekts »Aufbau-Ost« eine geringe Steuererhöhung, die großen Veränderungen blieben aber aus.

Spricht man heute mit Ostdeutschen über die Wendezeit, hört man oft den Satz: »Uns wurde ja nur das westdeutsche System übergestülpt.« Interessant ist: Der Satz kommt nicht nur von Menschen, die diese Zeit miterlebten. Auch die Freundeskreise meiner Kindheit waren von diesen Sichtweisen beeinflusst – oft subtil, aber dennoch prägend.

OSTDEUTSCH ALS ABGRENZUNG

Viele Ostdeutsche haben das Gefühl, dass sie allein die Hauptlast der Anpassung tragen mussten. Aus ihrer Sicht wurden die Strukturen der Bundesrepublik nahezu vollständig auf den Osten übertragen, während die eigenen Ordnungen weitgehend aufgelöst wurden. Die Identifikation als Ostdeutsch wird so zu einer Abgrenzung von der »westdeutschen Norm«, die von nun an auch in den Medien vorherrschte. Das Ostdeutsch-Sein wurde zur Identität einer Minderheit, die sich nicht im gesamtdeutschen System wiederfand.

Doch auch 36 Jahre später ist diese Perspektive nicht verschwunden, sondern hat sich sogar verstärkt – auch bei jungen Menschen. Gründe dafür sind laut Forschenden, dass auch heute die Sprache der Medien weiterhin westdeutsch geprägt ist. Deutsche Geschichte ist westdeutsche Geschichte, DDR-Geschichte ist DDR-Geschichte. Westdeutschland wird in den Medien verstärkt als demokratieoffen und tolerant, Ostdeutschland als vergangenheitsorientiert und antidemokratisch dargestellt. Viele empfinden diese Darstellung als Beweis, dass sie nicht wirklich dazugehören.

Die Identität als »Ossi« entstand also zunächst als kollektiver Protest gegen gefühlt aufgezwungene Normen und verfestigte sich über Generationen durch das Gefühl anhaltender Abwertung.



Reise einer DDR-Einkaufstüte in den Regensburger Edeka.
© Olivia Rabe

FRUST UND SEINE FOLGEN

»Kumulative Benachteiligung« ist ein Konzept der Soziologie, nach dem das bloße Gefühl der Benachteiligung, echte Nachteile hervorbringen kann. Mit dieser Theorie wird in der Forschung häufig die Entwicklung der »neuen Bundesländer« erklärt. Demnach entstand aus der gefühlten Benachteiligung der Wendezeit eine negative Dynamik, die reale negative Auswirkungen zur Folge hatte.

Das prominenteste Beispiel ist der andauernde Wegzug junger Menschen aus den ostdeutschen Bundesländern. Wer sich mit der Frustration nicht identifizieren kann, zieht meist weg. Viele kehren auch später nicht mehr in ihre Heimat zurück – ein Muster, das ich selbst im Bekanntenkreis oft beobachte. Die wirtschaftlichen und demografischen Folgen wie der Mangel an Fachkräften, Innovationsarmut und die Alterung der Gesellschaft sind stark spürbar.

Dies wiederum steigert den Frust der verbleibenden Ostdeutschen und verschärft die strukturelle Situation, was in noch höheren Wegzugsquoten aufgrund fehlender Zukunftschancen mündet. Die Effekte verstärken sich also gegenseitig und lassen die »neuen Bundesländer« sowohl gesellschaftlich als auch wirtschaftlich immer weiter hinter den »alten« zurückfallen.

DAS ENGAGEMENT-VAKUUM

Das sozialistische System der DDR sah vor, dass alle Bereiche des Lebens vom Staat ge-

steuert wurden. Gearbeitet wurde in staatseigenen Unternehmen, gekauft wurden planwirtschaftlich gesteuerte Produkte und Unterhaltung fand durch staatseigenes Fernsehen statt. Auch gesellschaftliches Engagement war durch staatliche Gemeinschaften organisiert. So konnten sich Menschen in Gruppen wie dem *Demokratischen Frauenbund Deutschlands* (DFD), der *Freien Deutschen Jugend* (FDJ) oder dem *Freien Deutschen Gewerkschaftsbund* (FDGB) zwar organisieren, waren aber nicht frei und wurden von der Parteiführung gelenkt. Mit Zusammenbruch der DDR fielen diese gesellschaftlichen Strukturen weg und es blieb das sogenannte »Engagement-Vakuum« – das heißt, es gab wenig Möglichkeiten, sich freiwillig zu organisieren. In meiner Kindheit war es oft schwierig, einen Verein oder ein aktives Jugendangebot in erreichbarer Nähe zu finden – und das war kein Einzelfall.

Bis heute weist der Osten eine deutlich geringere Vereinsdichte und schwächere Ehrenamtsquoten auf. Eine Demokratie lebt allerdings davon, dass sich Menschen mit gleichen Interessen organisieren und austauschen. Diese Schwäche birgt ein hohes gesellschaftliches Risiko. Einerseits führt ein geringes soziales Engagement nachweislich zu geringerem Vertrauen in Gesellschaft und Politik. Andererseits schaffen es rechtsextreme Akteur:innen wie die AfD, die *Heimat* (ehem. NPD) oder die *Freien Sachsen* sehr effizient, dieses Vakuum zu füllen und ihrerseits solche Strukturen zu etablieren – mit dramatischen Auswirkungen. Rechtsextreme Parteien erhielten ein Drittel aller Stimmen der letzten Landtagswahlen in Ostdeutschland.

ENDGÜLTIG GESCHEITERT?

Insgesamt zeigt sich ein besorgniserregendes Bild: Selbstverstärkende Entwicklungen wie etwa eine zunehmend belastende Identifikation mit dem »Osten« und wachsende rechtsextreme Strukturen erschweren die Annäherung zwischen Ost- und Westdeutschland. Doch sollten wir das einfach hinnehmen?

Expert:innen empfehlen, durch große strukturelle Projekte, hohe Förderungen und den Einbezug der ostdeutschen Gesellschaft die Wurzel des Problems zu bekämpfen und das Gefühl des »abgehängt seins« zu reduzieren. Langfristig ließen sich auch mit mehr Sichtbarkeit von ostdeutschen Akteur:innen in politischen Gremien und den Medien Vorurteile abbauen. Es geht nicht darum, die Identität als »Ossi« zu bekämpfen, sondern dafür zu sorgen, dass niemand mehr das Gefühl hat, abgehängt zu sein.

»Es geht nicht darum, die Identität als ›Ossi‹ zu bekämpfen, sondern dafür zu sorgen, dass niemand mehr das Gefühl hat, abgehängt zu sein.«

Denn Fakt ist: Menschen brauchen Zugehörigkeit. Wenn sie diese im demokratischen System nicht finden, suchen sie sie im Nationalismus.



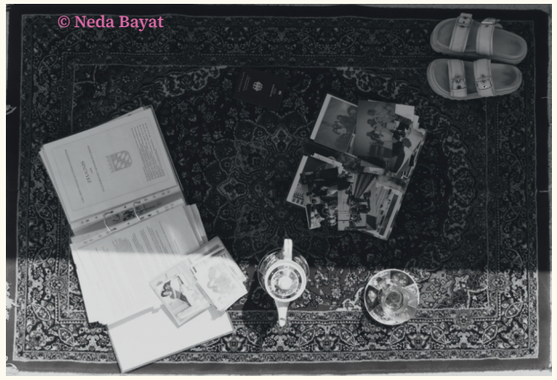
LOUIS MÜLLER (21)

studiert Wirtschaftsinformatik, kommt selbst aus Sachsen, doch konnte sich mit dieser Herkunft nie wirklich identifizieren. Vielmehr hofft er auf eine demokratische und weltoffene Zukunft für ein vereintes Deutschland.

AUSLÄNDISCH(ER)

Wie sich das Gefühl, fremd zu sein, verändert hat

VON NEDA BAYAT



Ich bin Deutsche. Ich habe hier meine ersten Atemzüge genommen, meine ersten Schritte gemacht. Ich bin hier zur Schule gegangen, habe Freundschaften geschlossen, hier das Leben gelernt.

Ich bin Deutsche. Und doch fühlt es sich zunehmend nicht so an. Früher war die Herkunft meiner Eltern für mich eine Zusatzinformation. Oft habe ich selbst vergessen, dass ich mich von meinen Freunden unterscheide. Ich war eine von ihnen. Heute ist mein Migrationshintergrund immer mehr ein Makel. Ein Dorn im Auge. Es scheint sich zu offenbaren, dass ich trotz deutschem Pass, deutscher Sprache, deutschem Leben nie ganz dazugehören kann.

EINE NEUE KÄLTE

In den letzten Jahren hat sich etwas verändert: Der Ton ist schärfer, die Blicke kälter, die Hemmschwelle gesunken. Meine Mutter wird am Telefon weggedrückt, weil ihr Akzent den Inhalt übertönt. Mir wird auf offener Straße vor die Füße gespuckt, hinterher kommt ein angewiderter Kommentar zu meiner Herkunft. Selbst nach über 25 Jahren fühlt sich meine Mutter wie ein Gast – in dem Land, in dem sie geheiratet hat, Kinder zur Welt gebracht hat, ihre eigene Mutter und ihren Mann begraben hat.

Wie viel Leben muss man in ein Land investieren, um endlich anzukommen? Was früher stilles Misstrauen oder private Gespräche am Stammtisch waren, wird jetzt offen dargelegt. Als würden wir Jahr für Jahr ein bisschen weniger dazugehören – obwohl sich an uns nichts verändert. Nur an denen um uns herum.

LAUTER HASS, LEISER RÜCKSCHRITT

Was ist passiert? Ist Deutschland wirklich intoleranter geworden? Oder sind die intoleranten Menschen so laut geworden, dass sie alles andere übertönen? Vielleicht beides.

Die weltpolitische Debatte ist härter geworden. Worte wie »Remigration« dominieren Talkshows und Wahlkämpfe – als wäre es ein valides Diskussionsthema und keine menschenverachtende Drohung. Rechte Narrative sickern immer mehr in die Mitte. Mit ihnen eine Botschaft für alle mit Migrationshintergrund: Ihr seid hier nur Gäste! Und wenn Bundestagsabgeordnete »Taugenichtse und Kopftuchmädchen« in ihren Reden runtermachen – wieso sollten andere ihren Gedanken für sich behalten? Zwischen neuen Jugendwörtern wie »Talahon« und der Verrohung von Deutschrap steckt kein »Bewahren der deutschen Leitkultur«, sondern Rassismus, der so harmlos wirkt, dass man nicht mal mehr Schuldgefühle kriegt. Dabei dachte ich lange, wir wären weiter. Dass Deutschland vielfältiger, offener, sensibler geworden sei.

ALLTAG MIT HERKUNFTSSTEMPEL

Zahlen bestätigen mein subjektives Empfinden. Laut einer Studie der Antidiskriminierungsstelle des Bundes berichten über 41 Prozent der Menschen mit Migrationshintergrund, in den letzten zwölf Monaten Diskriminierung erlebt zu haben. Das bezieht sich auf die Arbeit, den Wohnungsmarkt, die Bildung, den Alltag auf der Straße. Diese rassistischen Erfahrungen sind nicht nur schmerzhaft, sondern prägen ganze Biografien. Sie schreiben sich ein – in Lebensläufe, in Selbstbilder, in Zukunftspläne. Wer sich ständig rechtfertigen muss, verliert das Vertrauen – und Chancen.

Gerade deshalb ist klar: Unsere gemeinsame Zukunft hängt davon ab, wie wir mit Vielfalt umgehen. Ob wir Unterschiede als Gefahr oder als Stärke sehen. Ob wir Mauern hochziehen oder Brücken bauen. Es liegt an uns, eine Gesellschaft zu gestalten, in der Zugehörigkeit keine Frage der Herkunft ist, sondern des Respekts und der Solidarität. In der man nicht 25 Jahre warten muss, um endlich seine Schuhe ausziehen zu können. Eine Gesellschaft, in der Heimat kein Privileg bleibt, sondern ein Recht wird.

Vertrauen, Zweifel, Reformdruck:

Wie unterschiedlich Generationen die Polizei wahrnehmen

Von Sophie Stigler

Lange galt die Polizei in Deutschland als »Freund und Helfer« – eine Institution, der man vertraute, die Sicherheit versprach und meist nur dann sichtbar wurde, wenn es notwendig war. Doch dieses Bild wandelt sich. Um diesen Wandel greifbar zu machen, hat die Lautschrift eine Umfrage mit Menschen im Alter von 20 bis 74 Jahren durchgeführt. Das Ergebnis: Während ältere Befragte der Polizei überwiegend positiv gegenüberstehen, äußert sich die junge Generation zunehmend kritisch.

Zwischen Vertrauen und Unsicherheit

Die Wahrnehmung der Polizei wird stark von persönlichen Erfahrungen geprägt. Einige junge Menschen berichten von höflichem, respektvollem Verhalten durch Polizeibeamt:innen. Andere fühlen sich hingegen unwohl – vor allem bei Personenkontrollen. Besonders Menschen mit Migrationshintergrund äußern häufig den Eindruck, vorschnell beurteilt zu werden. Viele junge Befragte erkennen die Notwendigkeit polizeilicher Arbeit an, sehen aber auch strukturelle Probleme, die nicht länger ignoriert werden können.

Ein zentraler Kritikpunkt ist der Vorwurf übermäßiger Polizeigewalt. Immer wieder tauchen in den sozialen Medien Videos auf, die mutmaßlich unverhältnismäßiges Vorgehen zeigen, etwa bei Demonstrationen, Großveranstaltungen oder Personenkontrollen. Zu sehen sind Szenen, in denen Beamt:innen Schlagstöcke einsetzen, Personen zu Boden stoßen, mit Fäusten zuschlagen oder Reizgas verwenden - teils gegen offensichtlich unbewaffnete und friedliche Menschen. Solche Bilder hinterlassen Spuren: ein Gefühl von Machtlosigkeit und Unbehagen gegenüber einer Institution, die eigentlich für Sicherheit sorgen soll.



SOPHIE STIGLER (21)

studiert Politikwissenschaft, Vergl. Kulturwissenschaft und Kollektivwissenschaft und findet, dass der Vertrauensverlust der jungen Generation in die Polizei ein ernstzunehmendes gesellschaftliches Problem darstellt – es braucht dringend Reformen und Aufarbeitung.

Polizeigewalt – ein strukturelles Problem?

Die Ergebnisse des Forschungsprojekts »Körperverletzung im Amt durch Polizeibeamt*innen« (KviAPol) zeigen: Übermäßige Gewalt beginnt dort, wo das rechtlich zulässige Maß überschritten wird – häufig bei Demos, Fußballspielen und Kontrollen. Beratungsstellen berichten von überdurchschnittlich vielen Vorfällen bei Menschen, die von Rassismus betroffen sind – mit Folgen wie Angst vor Polizeikontakt oder Vertrauensverlust in staatliche Institutionen.

Hinzu kommt die geringe strafrechtliche Verfolgung: Über 90 Prozent der Verfahren wegen Körperverletzung im Amt werden eingestellt, nur etwa zwei Prozent enden mit Anklage. Gründe dafür sind unter anderem die Definitionsmacht der Polizei über die Angemessenheit ihres Handelns, strukturelle Nähe zur Justiz und häufig interne Ermittlungen durch Kolleg:innen– all das erschwert unabhängige Aufklärung.

Verstärkt wird das Misstrauen durch immer wieder bekannt gewordene rechtsextreme Chatgruppen innerhalb der Polizei, wie z. B. der Frankfurter »Itiotentreff«. Der Eindruck, dass solche Skandale nicht konsequent aufgearbeitet werden, lässt bei vielen – insbesondere jungen – Menschen Zweifel an der Integrität der Institution zurück. Gleichzeitig sinkt die Akzeptanz des staatlichen Gewaltmonopols, wenn dessen Ausübung als ungerecht empfunden wird.

Eine Institution unter Druck

Doch auch die Polizei selbst sieht sich steigenden Belastungen ausgesetzt. Immer öfter berichten Einsatzkräfte von Beleidigungen, Bedrohungen und körperlichen Angriffen. Pöbeleien, Flaschenwürfe oder Messerattacken sind keine Einzelfälle mehr. Die Täter:innen sind oft polizeibekannt, alkoholisiert oder grundsätzlich staatsskeptisch. In manchen Fällen spiegeln sich biografische Prägungen wider – etwa bei Menschen, die in anderen Ländern schlechte Erfahrungen mit korrupten oder gewalttätigen Sicherheitskräften gemacht haben.

Trotz der Kritik ist das Vertrauen in die Polizei in Deutschland im europäischen Vergleich hoch. Laut Eurobarometer der EU-Kommission vertrauten im Frühjahr 2023 rund 77 Prozent der Deutschen der Polizei – ein stabiler, wenn auch leicht sinkender Wert. Schwankungen sind normal, verdeutlichen aber: Vertrauen ist kein Selbstläufer, sondern muss aktiv erhalten werden.

Auch die mediale Darstellung – in den Nachrichten, sozialen Medien oder Serien – prägt das Bild der Polizei. Wer Polizeibeamt:innen als hilfsbereit, kompetent und bürgernah erlebt, bewertet die Institution meist positiver. Umgekehrt führen negative Begegnungen oder Erzählungen im Umfeld schnell zu Misstrauen.

Die Polizei gilt weiterhin als zentrale Säule der inneren Sicherheit – ihre Aufgaben sind essentiell für den Rechtsstaat. Doch die Erwartungen an sie haben sich gewandelt: Vor allem junge Menschen fordern Transparenz, Selbstkritik und die ehrliche Auseinandersetzung mit strukturellen Problemen.



Polizei am Regensburger Hauptbahnhof. © Olivia Rabe

Fazit: Vertrauensspalt zwischen den Generationen

Während ältere Generationen der Polizei mit anhaltendem Vertrauen begegnen und sie vor allem als Garant für Sicherheit wahrnehmen, blicken viele junge Menschen mit kritischer Distanz auf das staatliche Gewaltmonopol. Persönliche Erfahrungen, mediale Berichterstattung und gesellschaftliche Debatten führen dazu, dass jüngere Befragte strukturelle Missstände klarer benennen und Reformen nicht nur befürworten, sondern aktiv fordern. Was für die einen eine bewährte Institution ist, ist für die anderen ein System unter Beobachtung. Das stellt Polizei, Politik und Gesellschaft gleichermaßen vor die Aufgabe, Brücken zwischen den Perspektiven zu bauen.

Der gesellschaftliche Auftrag ist klar: Die Polizei muss nicht nur Recht durchsetzen, sondern auch Vertrauen schaffen. Denn die Legitimation staatlicher Gewalt wird heute kritischer hinterfragt als je zuvor. Sie muss im Alltag verdient, erhalten und dort, wo sie erschüttert wurde, auch zurückgewonnen werden.

EINE WELT OHNE HANDY – ZURÜCK ZUR FREIHEIT?

VON RONJA SCHÄFER

Verschlafen öffne ich die Augen, blinzle auf die Uhr und springe auf. Schon halb zehn! Ich hätte schon längst in der Uni sein müssen. Normalerweise klingelt mein Wecker doch zuverlässig! Wenige Minuten später sitze ich im Bus. Die Fahrt kommt mir heute viel länger vor als sonst – normalerweise höre ich Musik, um belanglose Konversationen Mitfahrender bewusst auszublenden. Wieder Zuhause habe ich mal wieder keine Idee was ich kochen soll. An anderen Tagen suche ich irgendwo nach *Food-Inspo*. Am Ende des Tages fällt mir auf: Heute war etwas anders. Spätestens beim Einschlafen, das seit Jahren nicht mehr ohne »Einschlafen mit Hogwarts« von *Spotify* geht, wird mir klar: kein Wecker, dafür intuitives Aufwachen. Keine Musik im Bus, dafür mit Freund:innen unterhalten. Kein Rezept von *TikTok* nachgekocht, dafür einfach etwas aus dem Kühlschrank zusammengewürfelt. Keine Beschallung durch *Spotify*, dafür dem eigenen Atem zugehört. Das, was heute gefehlt hat, war mein Smartphone.



© Pauline Kral

Das Handy: ein mittlerweile selbstverständlicher Begleiter und im Leben vieler Menschen unverzichtbar. Mehrmals am Tag E-Mails checken, die aufkommende Panik bei verpassten Anrufen oder ständig auf *Instagram* online sein, um die coolsten Partys nicht zu verpassen, zeigt: Wir sind abhängig von unseren Smartphones! Bereits im Alter von zehn Jahren besitzen die meisten Jugendlichen in Deutschland ihr erstes Smartphone, es wird so zum Bezugs- und Erziehungsobjekt. Analog zu einer echten, menschlichen Beziehung. Wer also von Kindheit schon lernt, wie der Minicomputer soziale Beziehungen, schulische Aufgaben und lebenspraktische Tätigkeiten einfacher und effizienter gestaltet, gibt freiwillig und automatisch einen Teil seiner Persönlichkeit in die Online-Welt.

Australien verbietet gewisse Social-Media-Plattformen für unter 16-Jährige, »Social Media Detox« ist wieder *In* und in Barcelona gibt es sogar eine elterliche Initiative namens »Jugendliche ohne Handy«: Es scheint wieder »back to the roots« zu gehen! Rückschritte in der digitalen Weiterentwicklung der Menschheit oder Fortschritte auf dem Weg zu mehr Menschlichkeit? Dabei geht es hier nicht darum eine richtige Antwort zu finden. Es geht eher darum, sich bewusst zu machen, welche Folgen der Gebrauch von Smartphones hat – ein fremdbestimmtes Leben zu führen. Aber Gewohnheiten sind nun einmal schwer loszuwerden, haben sie sich erst langfristig etabliert. Manchmal wird uns dann aber wieder bewusst, wie ein Leben frei von der digitalen Welt gewesen sein muss. Wenn wir Eltern geduldig erklären, was »Memes« sind oder wenn auf der Zugfahrt die Kopfhörer leer sind und wir unerwartet ins Gespräch mit Mitreisenden kommen. Befreiend kann dieses Gefühl sein, wieder auf eigene Instinkte, Gedanken und Fähigkeiten zu vertrauen. Erfüllend die Rückbesinnung auf echte zwischenmenschliche Kommunikation ohne Mauer, die oft durch den Fokus auf die Online-Welt entsteht. Bereichernd die Erfahrungen einer neuen, alten analogen Welt.



RONJA SCHÄFER (21)

studiert Psychologie im vierten Semester und nimmt sich regelmäßig vor, den Handykonsum zu senken. Fazit: ausbaufähig.

WIR WAREN MAL *DIE ZUKUNFT*



© Hannah Hoogerwerf und Aaliyah Meier

Progressive Kräfte verlieren an Rückhalt, ihre Ziele geraten unter Druck. Was früher Veränderung bedeutete, heißt heute Bewahrung. Ist das noch Fortschritt – oder schon konservativ?

VON **HANNAH HOOGERWERF** UND **JONAS SCHMIDT**

Kennt ihr das? Ihr wollt euch engagieren für Gleichberechtigung, für Klimaschutz, für eine offene Gesellschaft. Ihr geht auf Demos, diskutiert, informiert euch. Aber trotzdem bleibt das Gefühl: Die gesellschaftliche Stimmung kippt. Eure Werte wirken nicht mehr mehrheitsfähig. Der Fortschritt, den ihr erreichen möchtet, fühlt sich nicht mehr wie ein Aufbruch an, sondern wie eine Verteidigung des *Status Quo*.

Noch vor kurzem schien echter Wandel greifbar: *Fridays for Future* mobilisierte Millionen, Klimaschutz dominierte die Debatten. Was damals breiter Konsens war, wird heute wieder in Frage gestellt: Während Trump Nachhaltigkeit als Ideologie diffamiert, werden Klimaziele auch hierzulande zunehmend vertagt und so der Verantwortung der Gegenwart entzogen. Klimapolitik gilt plötzlich als Luxus – etwas für »bessere Zeiten«. In öffentlichen Debatten verliert das Thema an Dringlichkeit.

Die meisten von uns sind in einer demokratischen Selbstverständlichkeit aufgewachsen. Autoritäre Sehnsüchte, das Infragestellen der Gleichwertigkeit aller Menschen und das Argumentieren jenseits von Fakten – all das kannten wir höchstens aus dem Geschichtsunterricht. Als jedoch Anfang des Jahres Hunderttausende »Gemeinsam gegen Rechts« auf die Straße gingen, war das keine leere Phrase, sondern ein Weckruf, das scheinbar Selbstverständliche – Demokratie und Menschenrechte – zu verteidigen.

Für diese Rückwärtsbewegung sind unterschiedliche Gründe vorstellbar: Wirtschaftliche Unterlegenheit, globale Machtverschiebungen, technologische Umbrüche sorgen bereits heute für zunehmende Verunsicherung. Für viele bleibt das Gefühl, Neues sei nicht länger verheißungsvoll, sondern komplex und gefährlich. Der Wunsch nach Orientierung und Stabilität dominiert den Zeitgeist. Begriffe wie »divers« oder »liberal« werden teils zum Feindbild erklärt. Wer für Respekt, Vielfalt und soziale Verantwortung steht, gerät in die Defensive.

Als Reaktion passt sich auch die Rhetorik progressiver Bewegungen an: Aus Wandel wird Sicherung. Aus Utopien werden Warnrufe. Aus Veränderungsdrang wird der Versuch, Errungenes zu bewahren. Wer genau hinschaut, merkt, dass hier um den Erhalt von Fortschritten gerungen wird. Im ursprünglichen Wortsinn – *conservare* (lat.) = bewahren – ist dieses Engagement fast konservativ. Nicht im Sinne einer politischen Ideologie – sondern als Haltung, die Bewährtes schützt. Für viele ist die Schadensbegrenzung wichtiger als ein idealistischer Aufbruch; die Angriffe auf vermeintlich gesicherte Grundlagen empfinden sie als existenzielle Bedrohung. Zurück bleibt ein paradoxes Gefühl: Noch nie war es so schwierig, die Welt zu verändern und gleichzeitig doch so notwendig.

Auch wenn der Diskurs an Mut und Rückhalt verliert, bleiben Gleichberechtigung, der Schutz unserer Lebensgrundlagen und das Eintreten für freiheitliche Demokratie entscheidend. Es reicht nicht, sie nur zu verteidigen – wir müssen sie weiterentwickeln. Wer für eine bessere Zukunft eintritt, darf nicht in Abwehrhaltungen erstarren. Vielleicht müssen wir alle wieder mehr fordern, der Zukunft eine Stimme geben und zeigen, was sein könnte. Es reicht nicht, nur zu bewahren. Wer Zukunft will, muss sie gestalten.

Zulassen

von **Ida Müermann**

Ich bin vierzehn Jahre alt. Meine Mutter lächelt und sagt: »Eine gute Idee, das machen wir so.« Die Ärztin ihr gegenüber nickt. Sie schiebt das Rezept für die Pille zu meiner Mutter. »Neben den Hautproblemen sollten sich auch die Stimmungsschwankungen regulieren. Die Pubertät der eigenen Kinder kann oft anstrengend sein.« Meine Stirn runzelt sich und aus meinen Augen sprechen Fragen, aber mein Mund traut sich nicht, die Fragen vor der Ärztin anzusprechen. Die Augen meiner Mutter weichen den Fragen aus. Unsicher streiche ich mit einer Hand über meine Wange. Ich wusste nicht, dass die kleinen roten Knubbel Probleme heißen. Meine beste Freundin sagt immer, dass unsere Haut aufblüht. Blühen klingt schöner als Probleme. Ich wusste auch nicht, dass man meine Gefühle weg regulieren muss. Manchmal streite ich mit Mama, aber trotzdem habe ich sie sehr lieb. Ich mag meine Gefühle. Mein Mund würde gerne sagen: »Mama, ich hab dich lieb!« Mein Mund würde gerne sagen, dass ich keine Pille gegen meine Gefühle nehmen möchte, aber er schweigt.

Ich bin siebzehn Jahre alt. Mein Freund lächelt und sagt: »Ich fühle mich wohl, das lassen wir so.« Er schiebt die Schachtel mit der Pille zurück zu mir über die rauen Fasern des Küchentisches und erstickt damit die Worte in meinem Mund. Die Worte wollten sagen, dass ich mich nicht wohl fühle mit der Pille. Aber ich kann seine Worte in der Luft lesen, die meine Worte im Mund ersticken. Zwickmühle! Er spürt nichts mit Kondom. Ich spüre mit Pille nichts, keine Lust, keine Liebe, keine Lebensfreude mehr. Zwickmühle. Er ist von seiner Gesundheit überzeugt, ungetestete Selbstdiagnose. Ich muss um meine Gesundheit kämpfen, wenn er mich mit Chlamydien, Syphilis oder Gebärmutterhalskrebs infiziert. Zwickmühle? Er hat Angst vor dem Risiko, dass ein gerissenes Kondom und daraus eine Schwangerschaft sein Leben beeinflussen könnte. Ich habe Angst vor dem Risiko, dass eine Thrombose, ein Schlaganfall oder ein Herzinfarkt mein Leben beenden kann. Mein Mund sollte sagen, dass ich es nicht so lassen möchte, aber er schweigt.

Ich bin zwanzig Jahre alt. Der Frauenarzt lächelt und sagt: »Das ist doch alles in Ordnung, das lassen wir so.« Meine Hände zittern. Es ist ein emotional instabiles Zeichen meines aufgewühlten Körpers, der meine aufgewühlten Gedanken nach außen trägt, weil mein verschlossener Mund dazu nicht in der Lage ist. Unauffällig schiebe ich meine aufgewühlten Hände unter das beruhigende Gewicht meiner Oberschenkel. Mein Kopf formt Worte, die mein Mund nicht sagen kann.

Nein, ich möchte nicht weiterhin die Pille nehmen. Damit hat es angefangen. Jede kleine Tablette ist wie ein schwerer Sack Steine, der sich auf meine Seele wälzt. Jedes Mal, wenn die Pille aus dem Blister ploppt, schieben schwarze Gedanken bleierne Müdigkeit durch meine Knochen. Viele kleine Pillenschachteln bilden eine Treppe hinunter in das Schwarze Loch in meiner Mitte. »Ein bisschen Stress ist ganz normal.« »Stell dich nicht so an, wir sind alle mal traurig, das ist ganz normal.« »Wenn es Ihnen jetzt wirklich so schlecht geht, wie Sie behaupten, dann verschreibe ich Ihnen eben ein paar Antidepressiva, dann sind Sie bald wieder normal.« Kleine bunte Tabletten in immer größeren Haufen pumpen bunte Hormone durch die müden Bahnen meines Körpers. Serotonin, Dopamin, gib ihm Pillen, Pillen, Pillen.

Mein Körper schreit Stopp. Die Buchstaben fließen durch die Blutbahnen und sammeln sich schwer auf meiner Zunge. Mein Mund öffnet sich und formt Worte, die zunächst schwerfällig und dann immer leichter über meine Lippen tropfen:

»Nein, ich lasse das nicht so. Ich lasse das nicht mehr zu. Lasst mich alle in Ruhe – das ist mein Körper!«

Ich sehe sie. Und mich.

von **Paula Dowrtiel**



Abends, wenn die gedimmten Lichter der Küchenlampen Schatten auf die Gehsteige werfen, sehe ich sie. Leicht gebückt sitzt sie an ihrem kleinen Tisch, die runde Brille tief auf der Nase. Ich weiß nicht, wer sie ist oder wie sie heißt. Für mich ist sie nur die alte Frau. Trotzdem ist sie mir irgendwie vertraut. Wir leben Fenster an Fenster, nur ein paar Meter voneinander entfernt, doch zwischen uns liegen mehrere Generationen. Untertags bleibt mir ihr Alltag verborgen. Selbst wenn ich direkt an ihrer Wohnung vorbeigehe, spiegelt sich nur mein eigenes Gesicht auf der Scheibe des Küchenfensters. Doch die Dunkelheit gibt mir einen kleinen Einblick in ihr Leben. Wie eine Art Stummfilm spielt es sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite ab. Und wenn sich unsere Silhouetten auf dem Asphalt vermischen, dann frage ich mich, wie weit Vergangenheit und Zukunft auseinanderliegen.

Heute trägt sie einen roten Strickpulli und auf dem Tisch vor ihr liegt eine aufgeschlagene Zeitung. Die dicken schwarzen Buchstaben des Titels reflektieren sich in ihren Brillengläsern: Nationale Notlage im Bereich Migration. Auf den großen, bedruckten Doppelseiten blicken ihr Fotos von Kinderleichen in Schwimmwesten entgegen, angespült an der Küste Italiens. Auch ich kenne die Bilder – repostet in den Instagram-Storys meiner Freunde. Sie sind wie eine Art Erinnerung. Eine Erinnerung daran, dass, während wir hier Debatten führen über Grenzkontrollen und Abschiebungen, Jahr für Jahr tausende Menschen auf der Flucht über das Mittelmeer sterben. Jahr für Jahr verwandelt es sich weiter in ein Massengrab. Langsam fängt sich die Gedankenspirale an zu drehen. Sie überfordert mich – ich fühle mich machtlos. Schnell blicke ich wieder in die hell erleuchtete Küche. Die alte Frau starrt auf die Zeitung und ich fühle mich, als würde ich ein Standbild betrachten. Ihre Hände liegen zusammengefaltet auf ihrem Schoß. Voller Altersflecken und Falten wirken sie so zart und zerbrechlich wie Seidenpapier. Auch einige Atemzüge später blickt sie weiterhin in die Leere – der Stummfilm scheint pausiert zu sein. Ich dachte immer, sie sei einfach nur eine alte Frau mit einer lang eingespielten Routine. Doch jetzt sehe ich sie wie eine Art Figur hinter Glas, wie eingefroren in der Wiederholung von etwas, das nicht vergeht. Vielleicht sitzt sie nicht an dem Tisch aus Gewohnheit, sondern weil sie nichts anderes mehr hat als das, was war. Ich sehe sie und sehe mich.

Sie ist nur eine stumme Reflexion meiner eigenen Passivität. Ich betrachte mein eigenes Spiegelbild. Meine Haare sind braun, nicht grau, und auf meinem Gesicht haben die Jahre noch keine Spuren hinterlassen. Aber vielleicht beginnt das Altern auch nicht mit grauen Haaren, sondern mit dem Moment, in dem man aufhört zu handeln. Wie viele Entscheidungen muss man treffen, um nicht irgendwann einfach zu verschwinden? Ich stecke, wie festgenagelt – meine politischen Ansichten, mein Mitgefühl – alles steckt in Kommentaren, gelikten Storys und meiner unaufhörlichen Gedankenspirale. Es ist leichter, einfach nichts zu tun. Keine Handlung. Kein Risiko. Und mit jedem Tag, an dem ich nur zusehe, werde ich ein Teil des Standbildes – unbeweglich und stumm. Hoffnungslosigkeit schien immer ein guter Ausweg, aber was, wenn ich so werde wie sie, was, wenn ich schon so bin wie sie? Ich weiß nicht, ob ich etwas ändern kann. Aber ein letzter Blick auf unsere Schatten auf dem Gehsteig sagt mir, dass ich es versuchen muss. Weil das vielleicht der einzige Unterschied zwischen uns ist. Noch.

DER LAUF DER ZEIT

von **Elisabeth Blersch**

Schon immer war der Garten meiner Großmutter ein kleines Stückchen Paradies auf Erden. Die großen Obstbäume, die im Sommer voller süßer Früchte hingen, aus denen sie die exotischsten Marmeladenkombinationen kochte. Der alte Brunnen in der Mitte des Gartens, der aus uraltem Stein, bedeckt von Furchen und Moos und einem sich reckenden Drachenkopf bestand. Mit aller Kraft spie er das Wasser in das Brunnenbecken, das sich von dort schlängelnd den Weg durch das saftige Grün bahnte. Durch einen kleinen Kanal floss es sanft plätschernd in den hinteren Teil des Gartens, immer weiter durch eine kleine Felsspalte im Boden, in den Teich mündete.

Ich blicke in das Wasser und sehe, wie sich kleine Kaulquappen darin tummeln. Früher fischten meine Geschwister und ich massenweise davon aus dem Weiher, sammelten sie in einem Eimer voll Wasser und versuchten am Ende zu zählen, wer am meisten gefangen hatte. Diskussionen über den Gewinner endeten üblicherweise im Streit, den wir mit dem Freilassen der Kaulquappen wieder besiegelten.

Ich muss lächeln.

Werden meine Kinder auch durch das seichte Wasser waten und Kaulquappen sammeln? Werden auch sie den Drachenkopf des Brunnens streicheln, dem kleinen Wasserverlauf durch den Garten folgen, hüpfend von einer Seite auf die andere, um schließlich hier am Teich zu beobachten, wie das Rinnsal des Wassers sich vereinigt mit dem großen Ganzen?

Mein Spiegelbild lächelt zurück. Kleine Wellen, ausgelöst von der Lebendigkeit des Wassers, lassen es verschwimmen. Ich sehe das Gesicht meiner Großmutter, in einer jüngeren Version ihrer selbst. Sanftmut und Fürsorge sprechen aus ihren Augen, eine kleine Sorgenfalte liegt auf ihrer Stirn. Ich sehe, wie sich meine Hand ausstreckt und meine Finger sanft über ihr Gesicht streicheln wollen. Sie berühren schon fast die Oberfläche des Wassers, doch etwas hält mich zurück.

»Oma…«, flüstere ich leise. »Geht es dir gut?«

Sie lächelt und die Sorgenfalte auf ihrer Stirn verschwindet. Meine Hand schwebt über ihrem Gesicht, meine Finger kurz über der Wasseroberfläche.

»Danke«, flüstere ich leise. »Für alles.«

Meine Finger berühren sachte das kühle Wasser. Ein elektrisierender Schlag durchfährt jede Ader meines Körpers. Bilder tauchen vor mir auf. Ich sehe, wie sie mit ihren Geschwistern im Garten spielt, sie waren jung, die Bäume klein, der Brunnen noch ohne Moos.

Die kreisförmige Wellenbewegung, ausgelöst durch die Berührung, breitet sich langsam aus, das liebe Gesicht meiner Oma beginnt sich zu verändern. Unmerklich, aber beständig.

Ich sehe mein eigenes Gesicht in ihrem.

KNOCHENMARK

von **Lena Hofmann**

Ein Schuss unter vielen. Pulvergeruch. Ein zweiter Schuss. Der Hall erstickt im luftleeren Raum. Sie sitzen auf dem Sofa im Führerbunker. Leblos. Eine warme Blutlache ziert den rauen Betonboden. Das Regime ist endgültig zusammengebrochen. Wir schreiben den 8. Mai. Ein Tag der bedingungslosen Kapitulation. Ein Tag der Befreiung. Doch wie frei fühlt man sich nach etwa sechs Jahren Krieg. In einem Land, das nun in vier Zonen unterteilt ist. An einem Ort, der in Trümmern und Schutt liegt. Aber immerhin befreit vom braunen Schlamm, in dem wir zu ersticken drohten. Raus aus dem schmutzigen und kalten Sumpf, in dem wir immer tiefer und tiefer versanken. Er war in jede Pore des Körpers eingedrungen. Literweise den Rachen hinuntergelaufen. Er drückte sich durch Gehörgang und Nebenhöhlen. Drängte sich in unser System und überschwemmte es mit einem schleimigen Meer aus Morast. Jetzt kratzen wir uns die vertrockneten Überreste von der Haut. Doch in unserem Inneren hat er Spuren hinterlassen.

Franz war fünf Jahre und zehn Monate alt, als die deutsche Wehrmacht im September Polen überfiel. Durch einen glücklichen Zufall war er in eine vierköpfige Bauernfamilie hineingeboren worden. Die hatten es während der schweren Zeit noch am besten. Sie erhielten zu ihren rationierten Lebensmittelkarten zusätzliche Marken, um ihre Nutztiere versorgen zu können. Es war trotzdem zu wenig. So wurde in harten Wintermonaten oftmals ein Schwein schwarzgeschlachtet. Von dem bis zu 120 Kilogramm gemästeten Tier konnte im besten Fall die Hälfte verwertet werden. Um möglichst lange, das hieß maximal fünf Monate, davon profitieren zu können, räucherte, pökelte, salzte man das Fleisch, kochte es ein, stellte aus dem Fett Schmalz sowie aus dem Blut und den Innereien Wurst her. Nichts ging verloren, selbst die Knochen wurden zu Brühe verarbeitet. Und kam die Familie in den seltenen Genuss eines Sonntagsbratens, knabberten alle so lang an den Rippchen herum, bis der letzte Fleischfetzen abgefieselt war. Franz liebte es, zu guter Letzt die Knochen aufzuknacken und das Mark mit der Messerspitze herauszuschaben.

Als dem Krieg ein Ende erklärt wurde, kehrte eine ungewohnte Ruhe ein. Statt dem Getose der Flugzeuge und dem Aufheulen schriller Sirenen hörte er das Rauschen der saftig grünen Blätter in sanfter Frühlingsbrise. Franz sah, wie erste Knospen aus braunem Dreck sprossen und sich ihren Weg durch den Schutt an die Oberfläche bahnten. Die Luft geschwängert von dem Duft des Neuanfangs. Auf der Trümmerlandschaft keimte die Hoffnung auf eine verheißungsvolle Zukunft. Eine Zukunft, die aus den Fehlern der Vergangenheit eine Lehre zieht und Schwachstellen beseitigt. Eine demokratische Zukunft, die garantiert, dass sich die Geschichte nicht wiederholt.

DIE *SCHREIBWERKSTATT*

In der ***Schreibwerkstatt*** verfassen Studierende der Universität bei Professor Jürgen Daiber Kurzgeschichten und Prosa. Sie veröffentlichen Texte in der Lautschrift und tragen einmal pro Semester in einer gemeinsamen Lesung vor. Die restlichen Texte von diesem Semester finden sich auf der Website der Lautschrift.

['laʊtʃrɪft] X Bischofshof

16 B 49

Das Bier, das uns zu Freunden macht

Designe die Rückseite der nächsten Lautschrift Ausgabe...

... und gewinne Bier!

Zum Jubiläum der 40. Ausgabe gibt's nicht nur Grund zum Feiern, sondern auch zum Mitgestalten: Gemeinsam mit der Brauerei ***Bischofshof*** starten wir einen Design-Wettbewerb für unsere nächste Rückseite! Du hast eine kreative Idee, wie man Bier, Design und *Lautschrift* stilvoll vereint? Dann her damit! Zu gewinnen gibt es neben einem exklusiven Bier-Jahresabo des *Bischofshof* einen hauseigenen *Bier für Freunde* Hoodie und eine Goodie-Bag der *Lautschrift* on top.

Alle weiteren Informationen folgen demnächst auf unserem *Lautschrift*-Instagram Account.

DANKSAGUNG

Der größte Dank gilt wie immer unserem großartigen Team. Die Redaktion ist, nochmals stark gewachsen. Wir sind stolz auf eine Gruppe aufgeschlossener, engagierter und motivierter Redakteur:innen. So konnten wir dieses Semester unter der Leitung von Aaliyah Meier das Reportagen Team ins Leben rufen und sind schon sehr gespannt, welche weiteren Beiträge uns auch im nächsten Semester erwarten. Dank dem Fototeam, das von Olivia Rabe geführt wird, können wir uns über ausschließlich eigene Bilder freuen. Carina Aigner wollen wir für ihr Engagement mit Zusammenarbeit der Schreibwerkstatt danken.

Besonders bedanken wollen wir uns bei Leonard Guffler (Instagram: @osiris_desgin_). Durch ihm haben wir ein neues Maskottchen: unser Lautschrift-Manschkerl. Ganz herzlich wollen wir uns außerdem auch beim AstA, der Universitätsverwaltung und dem Kanzler der Universität, Dr. Blomeyer für die Unterstützung der Lautschrift bedanken.



Die Chefinnenredaktion



16 49

Bischofshof

Das Bier, das uns zu Freunden macht

ORIGINAL REGENSBURGER BIER · SEIT 1649 ·

Das Bier, das Studis zu Freunden macht.



Aus Regensburg. Für Freunde. Seit 1649.



www.bischofshof.de